ARNE JACOBSEN

Richtfest des neuen Christianeums am 26. Februar 1970

1970

ARNE JACOBSEN

Richtfest des neuen Christianeums am 26. Februar 1970

ARNE JACOBSEN

Richtfest des neuen Christianeums am 26. Februar 1970

Inhalt

Vorwort. Oberstudiendirektor Hans Kuckuck 3

Laudatio auf Prof. Arne Jacobsen.
Dipl.-Ing. Werner Kallmorgen 4

Dankesworte. Prof. Arne Jacobsen, Kopenhagen 16

Grußwort zum Richtfest des Christianeums.
Bürgermeister Prof. Dr.-Ing. Christian Farenholtz, Stuttgart . . 19

Der Neubau des Christianeums. Erläuterungsbericht zu unserem
Entwurf. Prof. Arne Jacobsen, Otto Weitling, Kopenhagen . . 21

CHRISTIANEUM. Herausgegeben in Verbindung mit der Akademie der Freien Künste in Hamburg vom Verein der Freunde des Christianeums und der Vereinigung ehemaliger Christianeer.
25. Jahrgang, Heft 2, Hamburg, Dezember 1969. Abgabe an die Mitglieder kostenlos. Umschlag und Gestaltung: Herbert Meinke.
Fotonachweis: Die Bilder auf den Seiten 4 und 5 wurden entnommen aus: Jürgen Joedicke, Geschichte der modernen Architektur, auf den Seiten 6, 9, 10, 11, 12, 16 aus: Tobias Faber, Arne Jacobsen.
Umschlag nach Foto von Axel Carp (Bild-Zeitung).
Die Fotos Seite 7 und 8 stellte Prof. Dr. Ernst May zur Verfügung, Seite 13, Baubehörde, Lichtbildnerei, Seite 14, David Cockroft.
Schriftleiter: Dr. Hans Haupt, 2 Hamburg 70, Kielmannseggstr. 117.
Druck: Hans Christians, Hamburg 36.

Der Leiter des Christianeums

Die Akademie der Freien Künste in Hamburg hat am 30. September 1969 dem dänischen Architekten Professor Arne Jacobsen die Plakette der Akademie verliehen.

Daß wir am Tage des Richtfestes unseres neuen Schulgebäudes, das Arne Jacobsen und Otto Weitling für uns bauen, die Laudatio Werner Kallmorgens auf Arne Jacobsen und dessen Dankesworte veröffentlichen können, verdanken wir dem Entgegenkommen der Akademie der Freien Künste in Hamburg und ihrem Präsidenten, Herrn Professor Wilhelm Maler.

Als das Christianeum 1964 erkennen mußte, daß sein jetziges Gebäude aus der Bauhauszeit trotz aller Bemühungen nicht zu erhalten war, kam in der Schule und unter der Elternschaft der Gedanke auf, die Stadt Hamburg zu bitten, für den Neubau des Christianeums einen Wettbewerb auszuschreiben. Unsere „dänische Vergangenheit" legte es nahe, unsere Bitte dahin zu erweitern, daß für diesen Wettbewerb auch skandinavische Architekten gewonnen werden. Zu unserer Freude war auch Arne Jacobsen bereit, an dem Wettbewerb teilzunehmen. Er erhielt mit dem ersten Preis den Bauauftrag.

Wir wissen, daß Jacobsens Architektur mit ihrer strengen Konsequenz einen großen Anspruch an uns stellen wird, erhoffen aber auch von der Konzentration und Ausgewogenheit des Neubaues eine bedeutsame Hilfe bei der Erfüllung unserer Arbeit in einer erneuerten Schule.

Werner Kallmorgen

Laudatio auf Prof. Arne Jacobsen

Verehrter, lieber Herr Jacobsen!

Ihr so vergnügt erzähltes Märchen über den Traum eines Architekten bei der Grundsteinlegung des Christianeums in Othmarschen im vorigen Jahr hat mir Mut gemacht, diesem Stil in etwa zu folgen am Anfang meiner Laudatio.

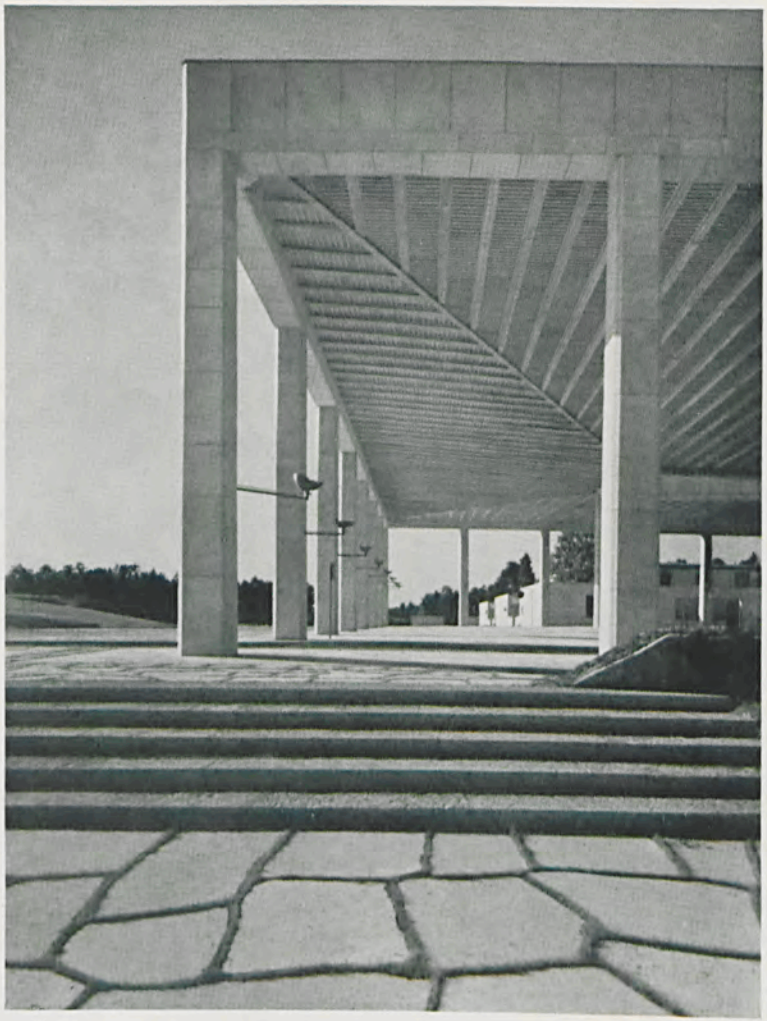
Also ich beginne:

Unsere Klasse der Architektur innerhalb der Freien Akademie der Künste besteht aus 14 Mitgliedern. –

Da wir in diesem Jahr wieder zuständig waren für die Verteilung der Plakette, die alle vier Jahre ein Architekt bekommt – die zum letzten Male Aalto in absentia von Hebebrand überreicht wurde und davor Scharoun –, bat ich alle 14 Mitglieder um Vorschläge, und zwar mit dem zarten Hinweis darauf, einen aus der „dritten Generation" vorzuschlagen, um in Jödickes Klassifizierung zu bleiben, der die Großen der zwanziger Jahre als erste, die Großen, die in den dreißiger und vierziger Jahren in die erste Reihe nachrückten, als zweite Generation bezeichnete.

Aber es zeigte sich, daß es über diese dritte Generation, also die in den fünfziger und sechziger Jahren in die erste Reihe gerückte, zu viel verschiedene Meinungen gab. Sie sind uns zu nah und daher unseren durch unser eigenes Temperament bedingten Vorlieben zu sehr ausgeliefert. Die Zufallsbekanntschaft spielt noch eine zu große Rolle. Ich bekam zwölf leidenschaftliche Hymnen auf hervorragende Kollegen mit köstlichen und teilweise epochal bedeutenden Leistungen – hatte aber nur eine Plakette. Nachdem wir uns des längeren gestritten und eigentlich jeder um seinen Favoriten mit zähen Gründen gekämpft hatte, tranken wir einen Klaren, und dann sagte einer: „Dann laßt uns doch Arne Jacobsen nehmen!" Und schon hatten wir unsere Stimmen zusammen; denn wir waren uns bei diesem Namen natürlich alle einig. Nur hatten wir – lange noch – unseren eigenen Schülern

Erik Gunnar Asplund
Stadtbibliothek Stockholm
1920–28



Erik Gunnar Asplund
Waldkrematorium
Stockholm, 1940

und Jugendlichen zu erklären, daß man bei der dritten Generation bei noch so hervorragenden Leistungen eben mehr Plaketten auf einmal braucht.

Soweit der Anfangsteil meiner Laudatio, jetzt komme ich zum historischen und zum Schluß zum aktuellen Teil. Der historische Teil beginnt mit dem ganz großen Asplund, dem schwedischen Architekten, der in den zwanziger Jahren dem feinsten, strengen Klassizismus seiner Stockholmer Bibliothek den köstlich verspielten Klassizismus seines Skandia-Theaters folgen ließ, und darauf unmittelbar – im Jahre 1930 – die souverän beherrschte Klaviatur der Moderne in der Stockholmer Ausstellung, die er zu den heute noch gültigen Meisterwerken seines Göteborger Rathauses und des Stockholmer Waldkre-

matoriums in den dreißiger Jahren entwickelte. Das geschah zu der Zeit, als bei uns das neue Bauen verboten war, und wir hatten es nur Steen Eiler Rasmussens Buch über „Nordische Baukunst“ zu danken, daß wir erfuhren: Nach Göteborg muß man fahren!

Arne Jacobsen, der 1902 in Kopenhagen geboren wurde, und wegen seines großen Talentes zum Zeichnen und Malen sich erst zögernd zur Architektur entschloß und Anfang der zwanziger Jahre die Kunstakademie in Kopenhagen besuchte, war schon in dieser Zeit Asplund in Stockholm begegnet. Zwischen dem Studenten Jacobsen und dem 20 Jahre älteren Architekten Asplund entwickelte sich eine Freundschaft, die durch die jährlich wiederkehrenden Besuche Jacobsens bis zu Asplunds viel zu frühem Tod 1940 vertieft wurde.

Unten:
Arne Jacobsen
Wohnbebauung
Bellavista,
Luftansicht
Bellevue-Restaurant
und -Theater
sowie
Mattsons Ridehus
1930–35

Siedlung Søholm, Klampenborg, Gentofte Ketten- und Reihenhäuser 1950 und 1955

Einen starken Eindruck machte Ende der zwanziger Jahre auch Mies van der Rohe auf Jacobsen, den er selber 20 Jahre später als den bedeutendsten Architekten unserer Zeit bezeichnete.

Damals ließ er sich von der neuen funktionalen Architektur zu seinem in Dänemark noch ganz ungewöhnlichen Haus für sich selbst in kubischem Stil begeistern, das uns heute noch erfreut durch den intensiven Zusammenbau von Haus, Treibhaus und Blumengarten. Ich hatte das Glück, vom späteren Bewohner in sein Arbeitszimmer geführt zu werden, das den Zusammenklang von innen und außen, die architektonische Einheit von Innenräumen und Garten, schon zeigt, der uns an seinen späteren Schulhöfen und auch schon am Rathaus in Aarhus so begeistert.

Jacobsen ist sozusagen mit dem Funktionalismus aufgewachsen. In seiner Ausbildungszeit folgte er allen Strömungen in der Architektur der zwanziger Jahre bis zur entscheidenden Ablösung des dänischen und schwedischen Neoklassizismus durch die Stockholmer Ausstellung von Asplund 1930, die den Durchbruch der Moderne im Norden einleitete.

Anfang der dreißiger Jahre beginnt Jacobsen nach gewonnenem Wettbewerb mit dem ersten Teil seiner Strandbebauung in Klampenborg und Gentofte, den nördlich von Kopenhagen liegenden Vororten an der See, und zwar mit der Wohnsiedlung Bellavista, dem Strandbad, der Reithalle und dem Sommertheater. Nach und nach hat er in den nächsten zwanzig Jahren in Gentofte alle Arten von Wohnbauten durchexerziert, bis zu der berühmten Siedlung von Kettenhäusern 1950, die in den fünfziger Jahren wohl zigtausende

Arne Jacobsen mit Erik Møller Rathaus Århus 1939–42

von Fotoapparaten ausgehungerter deutscher Architekten und Studenten in Bewegung setzte.

Diese Kettenhausbebauung ist ganz untraditionell gelöst und erinnert an südeuropäische anonyme ländliche Architektur mit schmalen zweigeschossigen gegeneinander versetzten Hauskörpern und unsymmetrischen Dachformen. Zauberhaft auch hier wieder die Einbindung der Häuser in die überreich durchdifferenzierten Gartenanlagen.

Ende der dreißiger Jahre gewann Jacobsen bald hintereinander zwei Rathauswettbewerbe und baute die beiden Rathäuser von Aarhus und Søllerød, die für uns deutsche Nachkriegsbesucher so wichtige Studienobjekte wurden. Ihnen folgte fünfzehn Jahre später das Rathaus von Rødovre, das im Gegensatz zu den beiden ersten, noch im Gedenken an Asplund konzipierten und durchgeführten Bauten eine neue Strenge zeigt, die an Mies van der Rohe erinnert.

Das Bürohaus Jespersen in Kopenhagen zeigt den ersten Curtain-Wall Jacobsens, und zwar gleich in konstruktiver und formaler Vollendung, die uns bei der Verwendung solch neuer Gestaltungsmomente einfach verblüfft.

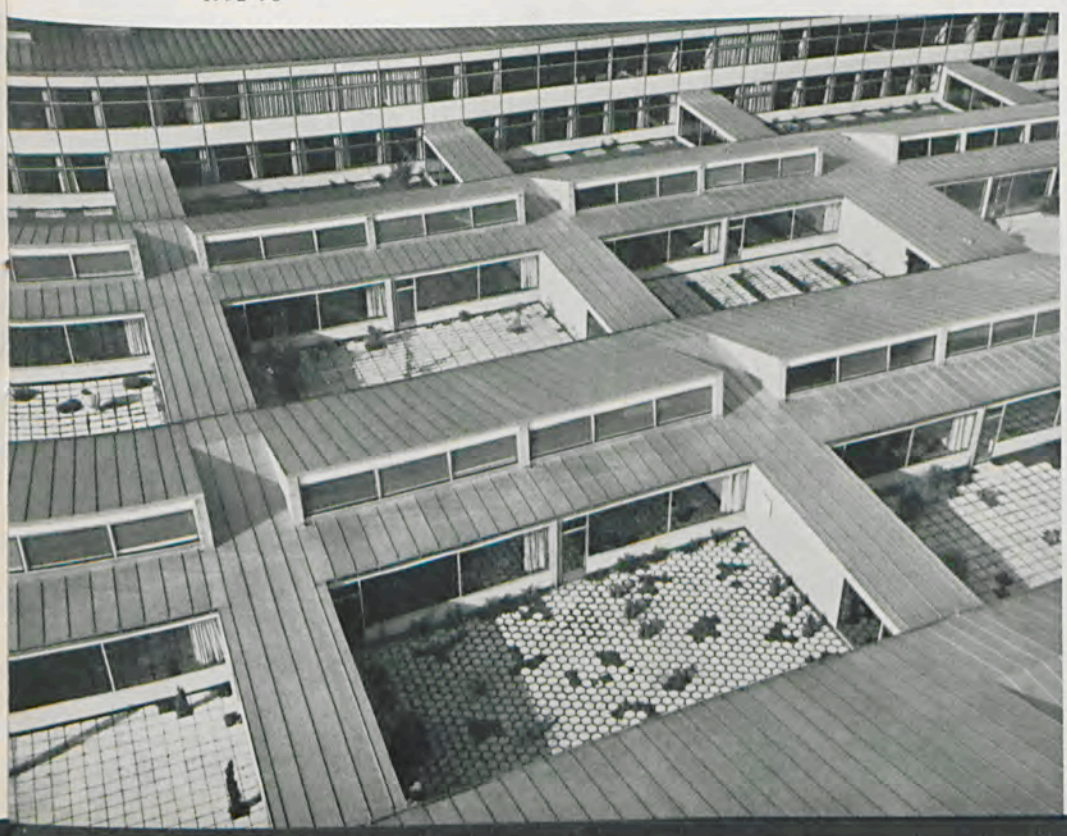
Der Weg von diesem Curtain-Wall über das SAS-Gebäude beim Kopenhagener Bahnhof zu den HEW in der City-Nord ist gradlinig. Er wird aber begleitet von ausgeführten Fabrikbauten sowie von Ent-

würfen für Rathäuser und Banken und Museen und Parlamentsgebäuden, in denen Jacobsen zu einem ganz weiten Rhythmus in der Gliederung der Massen übergeht und zu ganz wenigen, ganz starken Kontrasten, oder zu einer gewaltigen Doppelform wie bei dem Entwurf für den überaus kühn konzipierten Schalenbau hoch über dem Eingang zu den Herrenhäuser Gärten in Hannover. Daß er auch immer wieder ganz anders kann, zeigt Jacobsens unkonventioneller, ganz lockerer Entwurf für die Universität Bochum oder die völlig freie Art des Diagonal-Vorschlages für das Mainzer Rathaus und seine neu aufzubauende Umgebung.

Noch ein Wort zur Munkegårds-Schule in Kopenhagen-Gentofte, Mitte der fünfziger Jahre, da sie als Vorgängerin unseres Altonaer Christianeums von der Idee her gelten kann. Jacobsens Biograph Faber sagt dazu – für unsere Begeisterung bei der Besichtigung natürlich viel zu trocken:

„Das Grundstück und die häßlichen Häuser in nächster Umgebung schlossen eine offene Anlage mit grüner Gartenfläche zwischen freiliegenden Baukörpern aus und führten zu einer nach innen gerichteten in sich geschlossenen Lösung. Der regelmäßige Wechsel von eingeschossigen Klassentrakten und Gartenhöfen ergab einen sehr übersichtlichen Lageplan. Aula und Lehrerzimmer sind ebenso organisch in das Gartenhofsystem einbezogen wie der zweigeschossige Trakt der Spezialklassen, der den hinteren Abschluß der Anlage bildet.

Munkegårds-Schule Vangedevej, Gentofte Blick auf einen Teil der Schulanlage 1952–56



Munkegårds-Schule
Gartenhof

Die vielen Gartenhöfe sind durch die Art des Bodenbelags und der Bepflanzung sehr verschieden gestaltet. In jedem Hof steht als besonderer Schmuck der Abguß einer wertvollen Plastik und gibt ihm und damit auch den zugeordneten Normalklassen ein eigenes Gepräge.

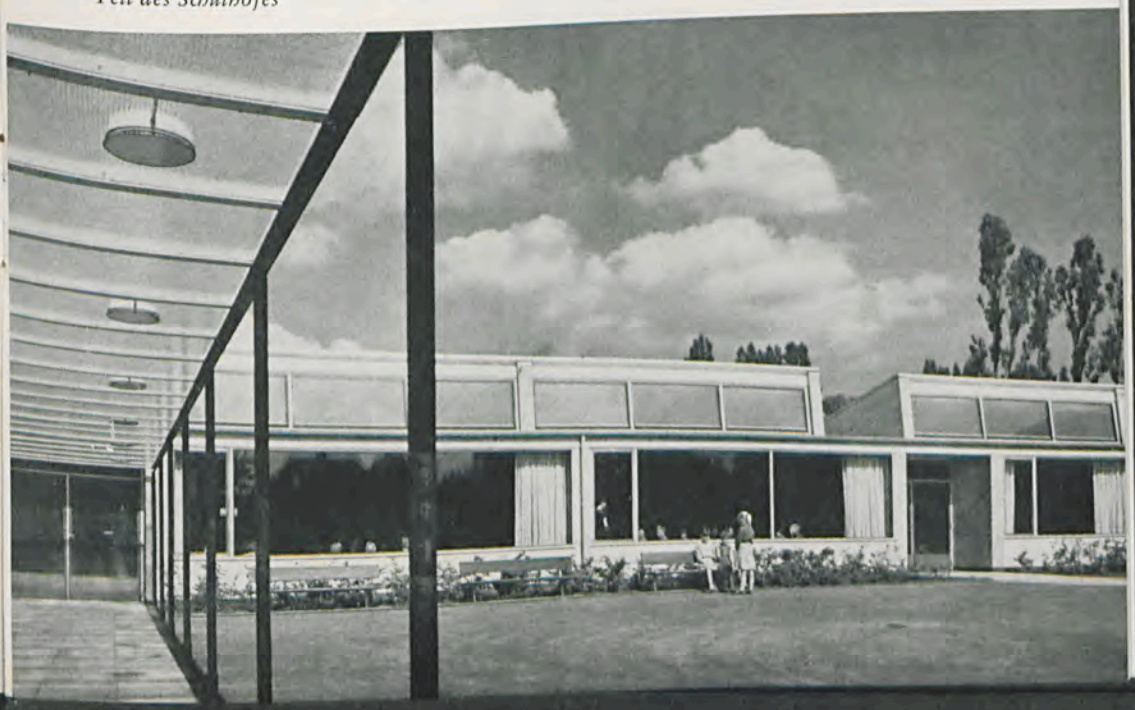
Die Details der Installationen und Beschläge sind mit der gleichen Sorgfalt gestaltet wie die Tische und Stühle der Normalklassen und das Inventar der Spezialklassen. Ursprünglich war der Einwand erho-

ben worden, daß die Schule zu wenig robust wäre und daß die Kinder sowohl die Bauten als auch die Bepflanzung bald ruiniert haben würden, aber nun, eine Reihe von Jahren nach der Fertigstellung kann gesagt werden, daß das Gebäude sich bewährt hat und die Kinder die Schönheit der Anlage respektieren. Wenn auch die Schule in ihrer künstlerischen Gestaltung einen Höhepunkt im internationalen Schulbau darstellen mag, wirkt sie in ihrer Konzeption doch nicht gewollt avantgardistisch; der erste Eindruck ist der einer intimen und menschlichen Atmosphäre."

Jetzt will ich noch etwas über die Begeisterung erzählen, die die Hamburger Architekten nach dem Krieg zu Skandinavien und seinem alten Heros Asplund und vor allem nach Dänemark und seinem neuen Heros Jacobsen hinzog:

Wir Deutschen, die in den zwanziger Jahren in der Architektur an der Spitze lagen neben den Holländern, waren ja zwölf Jahre lang von aller Entwicklung in der modernen Architektur abgeschnitten worden, falls wir nicht den Mut fanden, auszuwandern. Die ersten Fahrtmöglichkeiten, die wir Hamburger nach dem Kriege hatten, trieben uns zu den Nachbarn nach Dänemark und Schweden, wobei wir sehr bald vom Fotoapparat zum Skizzenbuch übergingen, denn diese Feinheiten konnte man nur durch staunendes und vorsichtiges Nachzeichnen mit nach Hause nehmen. Und dann sagte jeder von uns jahrelang vom anderen: „Sieh mal, der ist mal wieder in diesem Sommer in Dänemark oder Schweden oder – nicht zu vergessen – Finnland gewesen", wenn er seine neuesten Umsetzungen in Hamburger Backstein sah, dem wir bei Nichtgelingen der Nachahmungen zum Teil die Schuld zu geben versuchten.

Munkegårds-Schule
Blick auf den östlichen Teil des Schulhofes



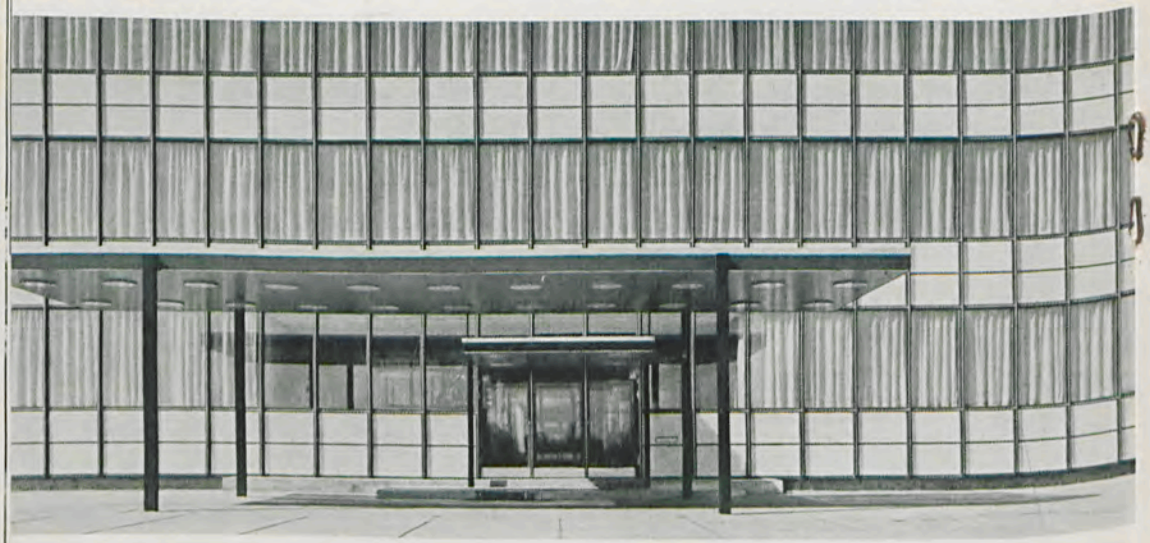
Aber die Schuld steckte in viel mehr Dingen, vor allem in der bei uns nicht vorhandenen jahrzehntealten dänischen Wohnkultur, die sich das ihr gemäße Handwerk geschaffen und erhalten hatte. Wir brauchen ja auch nur heute noch, wo wir viel aufzuholen versucht haben, über die Grenzen zu fahren nach Dänemark, und wir weinen still vor uns hin über dies Qualitätsgefälle, das sich in allen, auch in den kleinsten Dingen, zeigt.

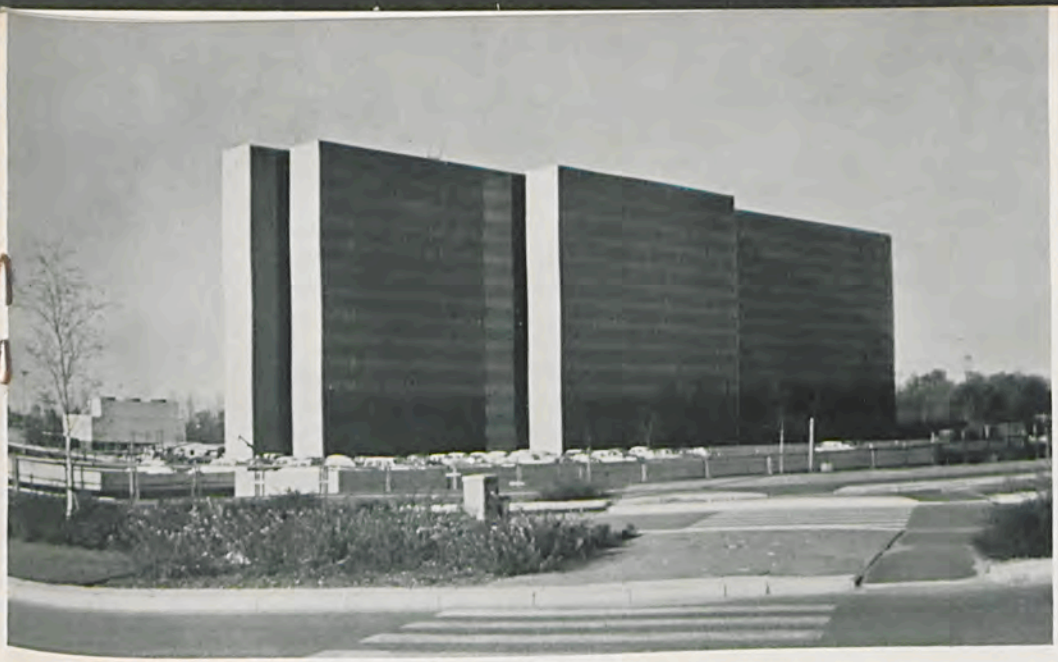
In Arne Jacobsen ehren wir also unter anderem den Repräsentanten dieser von uns ehrfurchtsvoll und sehnsüchtig verehrten Wohnkultur.

Auf Ausflügen mit meinen Mitarbeitern, die wir zum „Lernen von Architektur" machten, haben wir dreimal das Rathaus in Göteborg von Asplund besehen, dem nordischen Vater aller Dinge, aber viermal das Rathaus von Jacobsen in Aarhus und fünfmal Jacobsens Kettenhäuser in Klampenborg und Gentofte und sechsmal das für mich schönste Einzelhaus mit der unglaublich fein angelegten und bepflanzten Auffahrt, deren eichene, durch Metallkappen geschützte Torpfosten wir schon Kilometer vorher auf der Küstenstraße durch die Kopenhagener Vororte suchten, weil wir immer wieder die Nummer vergessen hatten, und die Hausanlage doch weit, weit hinten liegt und erschritten sein will. Jedesmal schickten wir den Mutigsten vor, der unsere Entschuldigung für den Überfall stammelnd begründete: „Excuse us please, we are German Architects." Der Besitzer ließ uns niemals ausreden, sondern sagte, indem er die Tür zuschlug: „But only in the garden!" Der so gequälte Hausbesitzer hieß damals C. A. Møller – es war Anfang der fünfziger Jahre.

Dieses Møllersche Haus fanden wir übrigens nur durch bereits aufs äußerste geschärften Spürsinn, der durch Aarhus, Søllerød, Gentofte und Holte trainiert war, denn wir wußten nichts von dem Haus,

Rathaus Rødovre Haupteingang mit Vordächern 1955





Verwaltungsgebäude der HEW Hamburg, Geschäftsstadt-Nord 1969

hingen auf unseren Autofahrten durch die Vororte nur wie die Spürhunde aus den Autofenstern – und dann schrie einer auf: Da sind zwei hölzerne Pfosten und zwei Reihen Platten, und sonst nichts. Das ist viel zu gut, um was Gewöhnliches zu sein! Zurück! Das ist sicher die Vorbereitung zu einer dollen Sache! Und so wendeten wir und tasteten uns auf dieser langen, durch Einfachheit feierlichen, Anfahrt vor bis zu der gehöftartigen Anlage.

Und dann kamen die Besichtigungen Jacobsenscher Bauten, die uns seit zwölf Jahren jetzt bei unseren dänischen und schwedischen Krankenhausstudien begeisternd entspannten – nach den etwas anstrengenden Besichtigungen von exquisiten Labors, OP's, Kücheneinrichtungen und nicht zuletzt Schwesternappartements, im Gegensatz zu unseren damaligen Schwesternkasernen.

Wir fanden die Gelegenheit dazu sowohl beim Glostrup-Krankenhaus, das das Rathaus von Rødovre in seiner Nähe hat, und dieses verlangte wieder das Rathaus von Søllerød zum Vergleich, und auf dem Weg dahin war ja sowieso der erste gute Curtainwall, den wir sahen, und darin die von uns komplett gestohlene Wendeltreppe in ihrem Glaszylinder. Und zum Schluß fanden wir dann noch einen Grund für einen Ausflug nach Kopenhagen, um die Schule kennenzulernen, die uns fordern ließ, Jacobsen zum Christianeumswettbewerb einzuladen, nämlich die Munkegårds-Schule in Gentofte, und anschließend schliefen wir natürlich – unter kleiner Unkostenbeteiligung aller – zu Lasten der Bürokasse im SAS-Hotel, welches unsere City-Nord-Betreuer wieder fordern ließ, daß Arne Jacobsen den HEW-Wettbewerb mitmachen müsse.

Da Arne Jacobsen natürlich beide Wettbewerbe gewann, haben wir Hamburger das große Glück, ihm für diese beiden Bauten zu danken,

und die damit auch beziehungsreich gewordene Verpflichtung, ihn durch die Plakette der Akademie der Freien Künste zu ehren.

Wie ich bemerke, bin ich vom historischen Teil, ohne es recht wahrzunehmen, in den aktuellen Teil geschwommen, und da mir dadurch meine Gliederung durcheinander gekommen ist, erlauben Sie mir, statt einer langen Antwort Jacobsens, die wir ihm ersparen wollen, seine Worte zur Grundsteinlegung des neuen Christianeums zu verlesen.

Er erzählte folgende Geschichte:

„Es war einmal vor vielen, vielen Jahren, da rief ein König seinen Architekten zu sich, gab ihm einen Beutel mit Golddukaten und sagte ihm: „Ich will, daß in Altona eine Schule gebaut wird. Sie soll gut und schön sein, denn sie soll meinen Namen tragen!" Der Architekt sagte: „Jawohl, Majestät!" nahm seine Dukaten und dachte still: „Von den Schülern hat er nichts gesagt!"

Es gingen viele Jahre ins Land, und ein neuer Bauherr bat seine Architekten zu sich, legte ihnen einen dicken Haufen Papier auf den Tisch und sagte: „Baut mir schnell eine neue Schule, sie soll groß und billig sein. In dem Papierhaufen mit Verordnungen und Gesetzen ist genau angegeben, wie alles werden soll. Wie die Klassenräume werden sollen, wie hoch, wie lang, wie breit, wieviel Licht, welches Licht, welche Stühle und Tische, was ein Wasserhahn und Klosettbecken kosten darf, kurz und gut, alles steht drin. Und wenn ihr trotzdem nicht alles kapiert, dann fragt bitte die Spezialisten, die euch zur Verfügung stehen."

St. Catherine's College
Oxford
Westlicher Wohntrakt,
1962

Die Architekten sagten: „Jawohl, mein Bauherr!“ nahmen seine Gesetze und Verordnungen und fingen an zu lesen, wie die neue Schule sein sollte.

Als sie nur noch das Raum- und Einrichtungsprogramm, die Ergänzungen hierzu, Hygiene im Schulbau, das Luftschutzrecht und noch einige andere sehr, sehr wichtige Bestimmungen nach hatten, ohne etwas von den Lebensbedingungen der Schüler gefunden zu haben, wurde ihnen etwas traurig zumute, und sie fingen an zu träumen, das tun Architekten manchmal. Sie träumten von einem Bauherrn, der sagte: „In ungefähr fünf Jahren brauche ich eine neue Schule. Untersucht einmal nicht, wie sie ist, sondern wie sie sein müßte, daß die Schüler nicht nur in fünf Jahren, sondern auch in 25 Jahren dort die allerbesten Möglichkeiten haben, dort zu leben und sich zu bilden. Sprecht mit Pädagogen, Soziologen und Ärzten, dabei sprecht vor allen Dingen mit den Schülern, schafft ein Klima, in dem sie sich wohl fühlen und inspiriert werden, und dann macht einen Vorschlag, ohne an den Geldbeutel zu denken.“ Da erwachten die Architekten und merkten, daß sie geträumt hatten.

Statt nun aber im Papierstoß weiterzulesen, gingen sie zu den Spezialisten, die ihnen zur Verfügung gestellt waren, und sie merkten, daß diese bei weitem nicht so langweilig und verstaubt waren, wie die Gesetzbücher. Denn man konnte mit ihnen diskutieren, Ideen vortragen, die sogar etwas von den Gewohnheiten abwichen. Man fand eine offene und positive Einstellung. Sogar die Finanzbehörde wollte in den Geldbeutel greifen, aber leider war der Doppelknoten so fest angezogen, daß man ihn nicht so schnell öffnen konnte.“

Soweit Arne Jacobsen. Der letzte Satz verbirgt Jacobsens großen Kummer, daß er bisher noch nicht von der lieben Finanzbehörde erreicht hat, alles, was hineinkommt in die Schule an Möbeln, Papierkörben, Vorhängen, Aschenbechern für die Primaner und Blumenvasen, selber aufzeichnen zu dürfen, wie er gewohnt ist. Denn in diesem Sinne ist er wieder ein Mann, der an die allererste Generation der Jahrhundertwende anknüpft, ein Allesmacher, der nur das „Gesamtkunstwerk“ baut, das heißt das ganze Haus einschließlich der Blumen und Stauden, die er in den von ihm entworfenen Garten pflanzt, und einschließlich der Tapeten, Stühle und Bestecke, Lampen und Aschenbecher, die er selbst entwirft, was selten wird in dieser Welt.

Einen Hinweis muß ich in diesem Zusammenhang noch einfügen, ehe ich zu der feierlichen Schlußhandlung schreite, und zwar für alle hier im Saal, die auf bequemste Weise einen köstlichen Jacobsen genießen wollen. Seit vier Jahren steht er im Herrenhausener Garten in Hannover als gläsernes Foyer neben dem zu Aufführungen benutzten Galeriegebäude. Es ist ein strenger Asplund und zugleich ein heiterer Mies van der Rohe.

So, Herr Jacobsen, darf ich mir jetzt, da wir Hamburger nicht nur bei Ihnen gestohlen, sondern Ihnen auch zwei so interessante Bauten gegeben haben, das Vergnügen gönnen, Ihnen mit großer Dankbarkeit die Plakette der Akademie der Freien Künste in Hamburg zu geben.

Arne Jacobsen

Dankesworte an die Akademie

Sehr verehrte Anwesende, sehr geehrter Herr Kallmorgen!

Für alle diese, allzu lobenden Worte und die große Ehre, die mir erwiesen wird, die Plakette der Akademie der Freien Künste in Empfang nehmen zu dürfen, meinen besten Dank. Es ist ja schwierig genug, vor einer so erhabenen Gesellschaft etwa zu Problemen unseres Standes Stellung zu nehmen. Zu vieles ist darüber schon gesagt worden, und ich bin absolut kein kompetenter, wissenschaftlich befähigter Interpret.

Im Gegenteil. Wenn ich die großen Stapel wissenschaftlicher Literatur sehe, bekomme ich einen leichten Schreck und fühle mich recht dumm.

Um mich von solchem Schrecken zu erholen, entwerfe ich lieber einen neuen Stuhl, auf dem dann klügere Leute bequem genug sitzen können, um wissenschaftliche Abhandlungen zu schreiben. Vielleicht freuen sich sogar einige dieser Leute über dessen Form. So trage ich hoffentlich auch ein wenig zur geistigen Entwicklung unseres Standes bei.

Entschuldigen Sie daher bitte, daß ich nichts Neues über „Probleme wie Architektur und Städtebau in industrieller Gesellschaft" oder etwa über „die geistige Verwirrung unseres Standes" sage. Lassen Sie mich dagegen in wenigen Worten für die vielgescholtene Ästhetik in der Baukunst unserer Tage eintreten.

Vierbeiniger Stapelstuhl, 1955

Sie alle wissen ja, welcher Gedankenreichtum in der Zeit zwischen Loos' ersten Schriften und Hundertwassers Verschimmelungsmanifest über Funktion, Form und Ästhetik der Architektur entstand. Alle sollten für diese große geistige Anstrengung dankbar sein, auch wenn sie nicht zur Lösung aller architektonischen und städtebaulichen Probleme führen konnte. Denn die Frage, wie und ob gute Architektur entstehen kann, ist immer auch eine Frage an die Gesellschaft. Das Bild unserer Städte ist vor allem Abbild ihres wertenden Bewußtseins.

Was treibt eigentlich heute die Menschen dazu, das ästhetische Argument in der Architektur so gering zu schätzen? Es werden doch immerhin Summen zur Schulung und Fortbildung unserer bildenden Künstler ausgegeben. Leider ist das eine Angelegenheit des Staates oder weniger Mäzene, die meinen, damit die Kultur retten zu können. Demnach besteht doch zumindest öffentliches Interesse an Formproblemen. Der Rückhalt im Volke ist freilich nicht sehr groß. Die Familienväter und Töchter aller Klassen lieben die ästhetische Form auf ihre Weise. Anderthalb Milliarden DM werden in Mitteleuropa jährlich alleine für Kosmetik ausgegeben.

Verehrte Herren, fragen Sie die Damen, fragen Sie Ihre Töchter. Fragen Sie aber lieber nicht nach den Summen, die unsere junge Generation darüber hinaus für Kleidung neuester Mode zahlt. Den Summen nach zu urteilen sollte ein enormer Bedarf nach Ästhetik der Erscheinung bestehen.

Kommt aber ein junger oder gar bekannter Architekt mit einem ästhetischen Argument, um mit bescheidenen Mitteln das formale Anliegen seines Entwurfes deutlich zu machen, wird alles getan, um das Argument zu begraben. Meist wird dabei fälschlicherweise die Ökonomie des Gesamten zitiert.

Form als wesentliche Funktion, dieses schon lange bekannte Argument, wird bei architektonischen Anliegen von der Gesellschaft nur selten akzeptiert.

Mies van der Rohe warnte schon 1930 als Funktionalist vor wertblindem, einseitig technisch orientiertem Gestalten. Es führe zum Sinnverlust alles Bauens. Unterdessen zeigt sich immer deutlicher die von Mies van der Rohe geahnte Gefahr. Fortschritt der Technik, Macht und Interessen der Industrie verflachen Architektur zu rein mechanischem Bauvorgang. Rationalisierung, Serienfertigung, Überangebot an Materialien und veraltete Bauvorschriften ziehen den Architekten immer mehr von seiner Gestaltungsaufgabe ab.

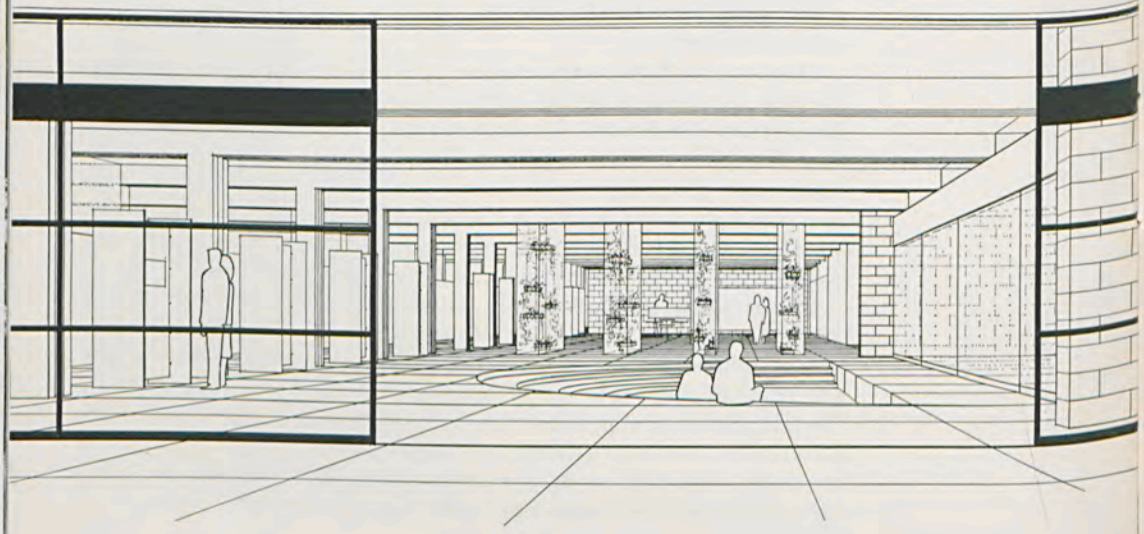
Lassen Sie mich hier warnen vor unkritischem Glauben an die Macht beweisbarer technischer Argumentation – auch vor der verlockenden Ökonomie industrieller Bauproduktion. Funktionelle und damit gestalterische Fehler bei Serienfertigung von Autos sind unerheblich. Die Fehler sind mobil und nach wenigen Jahren durch Rost verschwunden. Gestaltungsfehler bei massenweiser Fertigung von Bauelementen aber führen bald zu dauernder Verhäßlichung der Umwelt, in der wir leben, und damit gradweise zur geistigen Barbarei.

Glauben Sie nun nicht, ich sei ein Feind industrieller Fertigung. Die ersten, in meinem Büro geplanten mobilen Raumzellen sollen bald in Produktion gehen. Aus eigener Erfahrung aber weiß ich, wie schwierig es ist, dem technischen Argument heute das ästhetische gleichrangig zur Seite zu stellen. Der Bauherr ist durch die Beweiskraft technischer Disziplinen bequem geworden. Er mißtraut jedem ästhetischen Argument, das nie logisch beweisbar sein wird. Solange aber Ästhetik in unserer Gesellschaft geringgeachtet wird, kann keine gute, wahrhaft funktionelle Architektur entstehen.

Zur Lösung des Problems träumt man heute so gerne von allgemein anerkannten gesellschaftlichen Wertungsformeln. Damit allerdings kommen wir nicht viel weiter. So enden wir schnell im Mittelalter.

Lassen Sie mich daher mit einem indirekten Lob der Frauen enden. Ich empfehle der Gesellschaft ähnlich zu handeln wie alle verzweifeltmutigen Ehemänner, die für das unlogische Schönheitsempfinden ihrer Frauen und Töchter teuer zahlen. Wenigstens gleiche Aufgeschlossenheit sollten Bauherrn, Techniker, Produzenten und Staat auch für die Notwendigkeit unlogischer, immer Unsicherheit provozierender ästhetischer Argumente aufbringen.

Neues Christianeum Hamburg, Pausen- und Eingangshalle Entwurf 1965



Christian Farenholtz, Stuttgart

Grußwort zum Richtfest des Christianeums

Für die Stadtplanung hat sich eine Definition durchgesetzt, die ich vorweg erwähnen möchte:
Stadtplanung und Stadtbau schaffen das Gehäuse, in dem Stadt entstehen kann.
Es ist wohl durchaus legitim, wenn ich das nun umformuliere:
Schulplanung und Schulbau schaffen das Gehäuse, in dem Schule entstehen kann.

Sonst – wenn es anders wäre, müßten wir Planer schier verzweifeln. Wohl sprechen wir häufig von Flexibilität, von Austauschbarkeit, Wandel, aber wir bauen mit Beton und Stein und Stahl und unsere Hoffnung muß sein, daß unsere Pläne und Häuser dennoch sich wandelndem Gebrauch offen sind.

Viele glauben, daß sich so eigentlich Form-Ansprüche nicht mehr erheben lassen. Vieles beim Bauen wird bei uns indifferent oder gar gleichgültig, skizzenhaft, unbestimmt. Erwarteter, vorhergesehener Wandel, angestrebte Austauschbarkeit und dazu dann bewußte und gewollte Unpräzision, Zufälligkeit, Willkür – Offenheit also für das Spontane scheinen häufig kennzeichnend.

Reflektionen werden oft genug in der Diskussion (und „Entwurf" ist in diesem Sinne auch eine Diskussion) auf simpelste Polaritäten reduziert, auf plakative Vereinfachungen hin abgewertet und so der eigentlichen Substanz entkleidet. Dagegen: Zwischen zwei Polen – zwischen dem Nordpol und dem Südpol – aber liegt die Welt.

Hier entsteht ein Schulhaus – nirgendwo unbestimmt, ausweichend, nachgiebig, nirgendwo ohne differenzierteste Substanz, sondern direkt und fest im Anspruch. Nicht anonym und beiläufig, sondern unmittelbar und persönlich. Ist das „zeitgemäß"? Ist da nicht zuviel geprägt, vorgeformt, polarisiert? Ich meine, hier baut sich ein Gehäuse, in dem Schule – und zwar auf die vielfältigste Weise – entstehen und leben kann. Solcher Schule steht – Diskussion zwischen Mensch und Raum – mit dem Bau von Arne Jacobsen ein Gesprächspartner gegenüber, der herausfordert, indem er höchsten Anspruch stellt. Hier wird gefordert, Idee, Stoff, Struktur bis in letzte Differenzierung zu durchdenken. Ich nenne das Zucht oder Disziplin in der geistigen Arbeit, die, an sich selbst schon „Tat", Voraussetzung ist fürs Tun, fürs Handeln in der Gesellschaft. Persönlichkeit, Anspruch und Herausforderung dieses Hauses sind aus dem Entwurf ablesbar, die zum Richtfest sichtbare Struktur macht sie überdies deutlich.

Hoffen wir, daß die Schule dem Anspruch, der Herausforderung, standhält.

Arne Jacobsen, Otto Weitling

Der Neubau des Christianeums

Erläuterungsbericht zu unserem Entwurf *

Im Gegensatz zur Volksschule, die in Kindern vor allem individuelle Begabungen in naher Beziehung zur Natur wecken soll, wird im Gymnasium der Jugendliche zu selbständiger Arbeit erzogen. Zugleich soll ihm ein Maßstab gegeben werden für das Zusammenleben des einzelnen mit einer Gemeinschaft.

Es galt daher, ein Gebäude zu schaffen, das bei richtiger Organisation der Räume innerlich wie äußerlich diese Polarität von Ausbildung des Individuellen im Rahmen einer bewußt anerkannten Gemeinschaft zum Ausdruck bringt.

Es wurde versucht, aus den Forderungen nach „Weltoffenheit in Diskussion, Spiel, Sport und nach Zurückgezogenheit in konzentrierter Arbeit" ein ausgewogenes Gebäude zu entwerfen, in dem die Vorzüge des zur Individualisierung neigenden Pavillonssystems mit der Konzeption eines großen, zusammenfassenden Hauses vereint werden.

Zur Ausformung dieses Gedankens wurden vor allem zwei charakteristische architektonische Elemente angewandt:

Ein zusammenfassendes Plateau hebt die Klassengruppen, in denen vor allem konzentrierte Arbeit geleistet werden soll, von der Zone der gemeinschaftlich genutzten Räume ab.

Ein sichtbares netzartiges Konstruktionssystem, in dessen Modul sich alle einzelnen Raumgruppen leicht einpassen lassen, sorgt für eine klare Gliederung und grenzt zugleich im Zusammenwirken mit dem Plateau den gesamten Bereich des Hauses nach außen hin ab.

Der Hauptzugang des Hauses wird betont durch Aufstellen des alten Portals in diesem Bereich. Nach Passieren des Windfanges und einer lockeren Reihung von Garderobenschränken, betritt man eine weite Eingangs- und Pausenhalle, von der aus sich der Strom der Schüler an Milchbar und Ausstellungen vorbei über Gänge und Treppen leicht in die verschiedenen Klassengruppen verteilt.

Durch Aufstellen von Lichtmontren wird von diesem betriebsamen Bereich eine etwas ruhigere Zone als Vorhalle zur Aula differenziert. Eine halbkreisförmige Abtreppung bildet hier den Rahmen zu improvisierten Versammlungen der Schulgemeinde. Die Glaswände dieser kleinen Vorhalle sind verschiebbar und schaffen so eine direkte Verbindung der Pausenhalle nach außen.

Sämtliche Funktionen sind von der zentralen Halle aus direkt oder über Gänge und Treppen erreichbar. Die Gänge sind so angeordnet, daß bei öffentlichen Veranstaltungen der interne Schulbereich vom öffentlichen durch zwei Türen abgeschlossen werden kann.

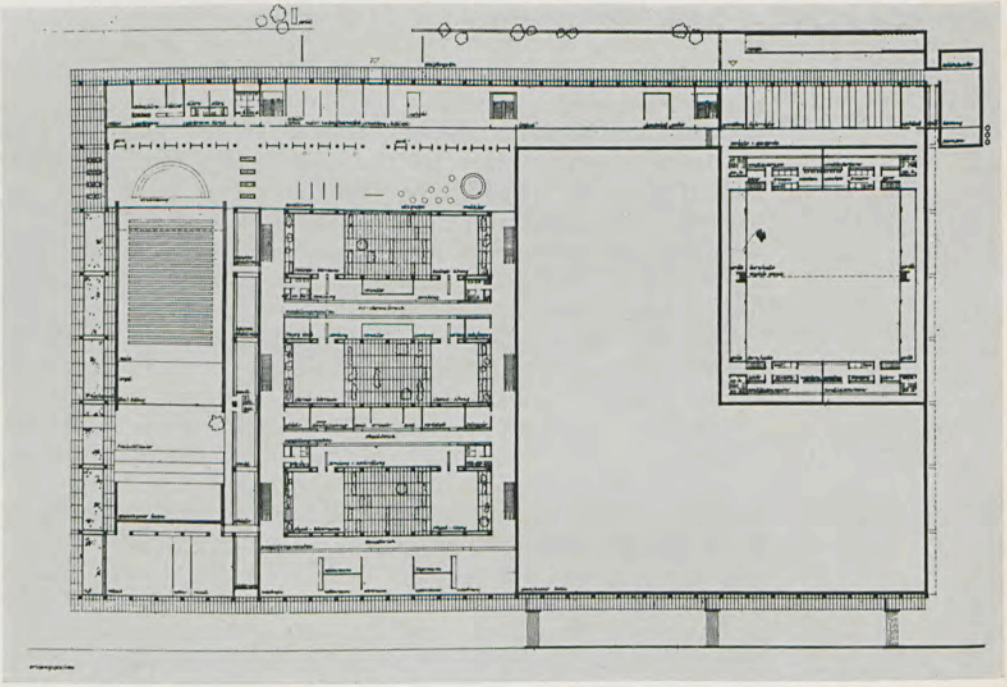
* Abdruck aus der Schulzeitschrift „Christianeum", Jg. 21, H. 3, Hamburg 1965, S. 8–12.

Direkt zugänglich sind die Funktionen von allgemeinem Interesse wie Verwaltung, Elternsprechzimmer, Schülermitverwaltung, Bücherei und Aula. Durch die südlichen Fenster der Aula, die mit Wärmeschutzglas versehen werden können, ist die Abtreppung des Freilichttheaters sichtbar. Durch Verschieben dieser Glaswände kann die Bühne der Aula für Aufführungen im Freien gebraucht werden. Die um das Freilichttheater führenden Wandelgänge werden auch von Zuschauern und Schauspielern benutzt. Über einen internen Gang, an dem sich auch die Umkleide- und notwendigen Abstellräume befinden, erhält man direkten Zugang zur Aula und Freilichtbühne. An einem ruhigen Ort ist an der westlichen Mauer der Aula das Mahnmal eingelassen.

Über zwei Sammelgänge wird der Sonderklassenbereich erschlossen. Musische und naturwissenschaftliche Räume sind jeweils zu charakteristischen Einheiten zusammengefaßt. Durch Glasmontren, in denen ein Teil der zur Sammlung gehörenden Gegenstände gezeigt wird, sind diese Gruppen nach außen klar erkennbar und bereichern so das gesamte Gebäude. Jeder dieser naturwissenschaftlichen Bereiche ist einem Innenhof zugeordnet, der charakteristisch ausgebildet werden kann. Die Höfe sind auf dem Plateaugeschoß von Brüstungen oder Blumentrögen so eingefaßt, daß störender Einblick aus den Stammklassen in die Lehr- und Übungsräume vermieden wird. Die musischen Räume sind an einem Ausstellungsgang zusammengefaßt und schließen mit Aussicht auf die Landschaft den Sonderklassenbereich nach außen hin ab. Dabei sind die Musikräume so angelegt, daß sie bei guter Verbindung mit allen anderen Funktionen trotz Übung mit lautstarken Instrumenten auch beim Öffnen der Fenster nicht stören können. Die Belichtung der verbindenden Sammelgänge geschieht im Eingangsgeschoß durch Glasmontren, durch die von oben her Tageslicht einfällt. Durch diese Montren werden auch doppelseitige Belichtung und Querlüftung für die Lehr- und Übungsräume geschaffen.

Über Treppen und Sammelgänge erreicht man auf dem Plateau die verschiedenen Klassenbereiche der Unter-, Mittel- und Oberstufe. Auf diesem Plateau bestehen vielfältige Möglichkeiten, innerhalb der pavillonartig angeordneten Klassentrakte mit den dazugehörigen Klassengängen und -höfen durch Bilder, Skulpturen und Pflanzen (z. T. in Trögen) individuelle Prägung innerhalb der Klassengruppen zu schaffen. Zugleich ist einer zu starken Isolierung dadurch entgegengewirkt, daß die Gruppen der Unter-, Mittel- und Oberstufe durch neutrale Sammelgänge miteinander verbunden sind wie auch durch Sichtbeziehung mit den verschiedenen individuellen Höfen. Störender Einblick in die Klassen von den Gängen aus wird jedoch durch Anordnung von Lamellen vermieden. Eine weitere Differenzierung der Unterrichtsstufen in einzelne evtl. nach außen erkennbare Gebäudegruppen erschien uns nicht richtig, da sie den Rahmen des Gemeinschaftlichen unter Betonung individueller Isolierung zu sehr sprengen würde.

Die Klassengruppen sind über Treppen mit den darunterliegenden um Innenhöfe gelagerten Sonderklassen so dicht verbunden, daß sich nur sehr kurze Wege dorthin ergeben.

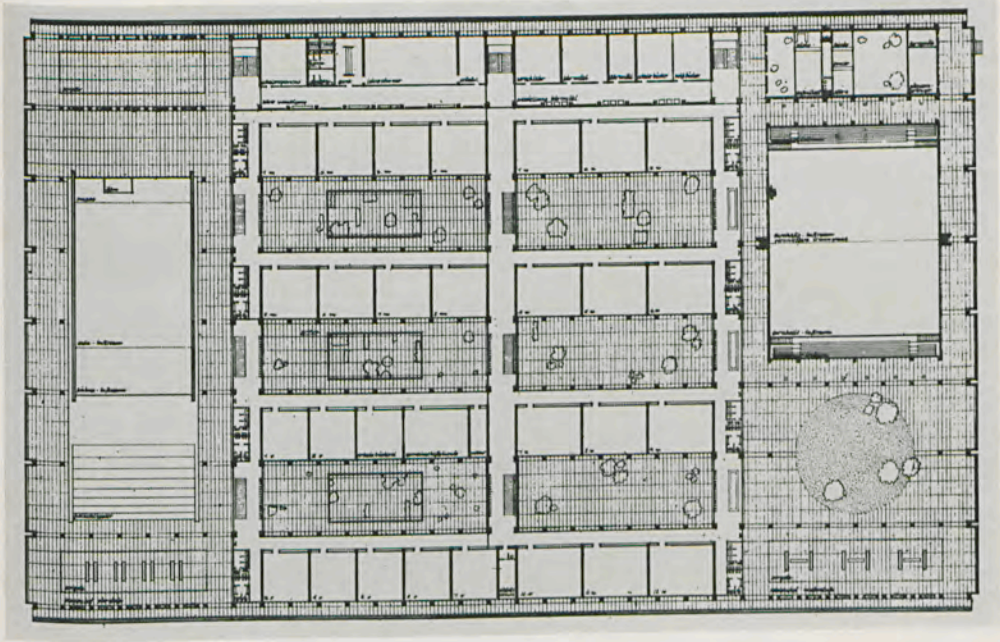


Eingangsgeschoß

Ansicht von Norden (Siehe Umschlag Rückseite)

Durch die zentrale Lage des Lehrerzimmers auf dem Plateaugeschoß ist unnötiges Treppensteigen weitgehend vermieden und ebenfalls nahe Verbindung zu allen Klassengruppen geschaffen worden. Interne Verwaltungstreppen ermöglichen zugleich dichte ungestörte Verbindung zwischen Verwaltung, Lehrerzimmer und der Lehrerbücherei, die durch einen kleinen Skulpturenhof nach außen hin abgeschlossen ist. Das Lehrerzimmer und die anderen Funktionen im gleichen Trakt erhalten durch ein Oberlichtband zusätzliche Südsonne.

Auch die Pausenhöfe sind in den Gesamtrahmen des Hauses einbezogen und den jeweiligen Klassengruppen zugeordnet. Die Unterstufe hat über einen Pausengang, an dem die WC-Einheiten liegen, Auslauf auf einen Hartplatz mit einer großen runden Spielwiese. Das konstruktive System ermöglicht zusammen mit den Wänden der Gebäude durch Aufstellen von Schirmen und Pergolen Schatten und windstille Stellen. Zu Mittel- und Oberstufe gehören die Plätze, die auf dem Plateau um die Aula herum angeordnet und über das Freilichttheater mit den westlichen Grünzonen verbunden sind. Vom Konstruktions-



Plateaugeschoß

Ansicht von Süden (Siehe Umschlag Rückseite)

system gehaltene Schirme und Pergolen sowie die Aulamauern schaffen auch hier notwendigen Schatten und windstille Plätze. Die Wandelgänge in beiden Geschossen sind für ruhigere Zonen der Oberstufe geeignet. Die Turnhallen werden über einen gesonderten Eingang und über eine Vorhalle mit demontabler Garderobe erschlossen und sind zugleich intern mit der zentralen Eingangshalle verbunden. Über dieser Verbindung gelangen auch die Schüler, die mit dem Fahrrad kommen, in das Schulhaus. Die beiden Gänge zu den südlichen Umkleide- und Tribünenaufgängen führen an teilweise verglasten Geräteräumen vorbei und wirken dadurch sehr geräumig. Die beiden Hallen können zu einem großen Sportraum zusammengefaßt werden. Auf den Tribünen und an den Hallenwänden entlang im Eingeschoß ist Platz für ca. 680 Personen. Bei gutem Wetter können Zuschauer von den außenliegenden in Plateauhöhe umlaufenden Galerien am Spiel teilnehmen. Die Fenster auf dem Plateaugeschoß sind entsprechend zu öffnen und werden durch Pergolen, die im Konstruktionsgitter hängen, vor Sonneneinfall geschützt. Die Dusch- und Umkleideräume erhalten Tages-

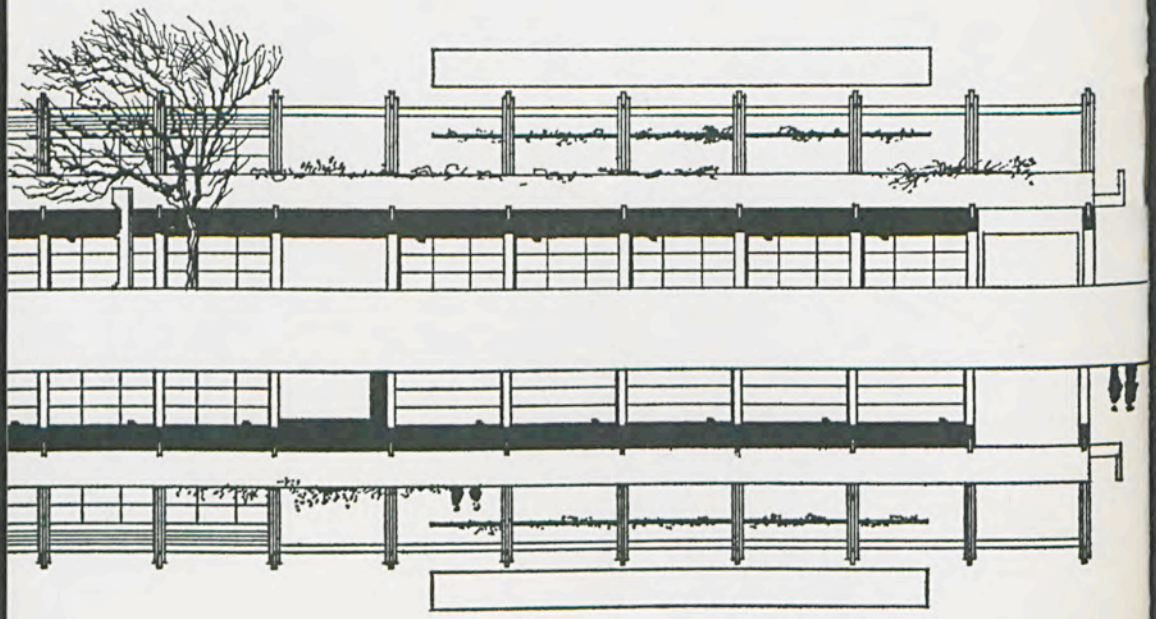
licht durch ein hohes Oberlichtband, das unter der Tribüne angeordnet ist. Für Querlüftung ist durch Ventilationsöffnungen in der Decke gesorgt. Die Hallen sind direkt mit dem großen Sportplatz verbunden. Die beiden kleinen Hartplätze werden durch Absenken um 1 m unter das Niveau des Eingangsgeschosses und durch die umlaufenden Blumentröge auf dem Plateaugeschoß von den Stammklassen abgeschirmt. Zusätzliche Bepflanzung verhindert auch Störungen des Unterrichtes in den musischen Räumen. Von der Schule führt ein Fußpfad, der durch Strauchreihen abgeschirmt werden kann, direkt zu den Sportplätzen.

Auf der Nordseite der Schule sind Parkplätze für 30 Wagen vorgesehen. Weitere Plätze stehen auf der Ostseite zur Verfügung.

Heizanlage und Schornsteine sind ebenfalls im Osten angeordnet, damit durch die vorherrschende Windrichtung aus Südwest die Abgase vom Schulhaus fortgeweht werden.

Durch Anheben eines Teiles der Schule auf einem waagerechten Plateau konnte unter Ausnutzung des leicht abfallenden Geländes bei sehr geringen Abgrabungen und Aufschüttungen der unter dem Plateau frei werdende Raum intensiv ausgenutzt werden. So ist es gelungen, die Weitläufigkeit eines Pavillonssystems durch die teilweise zweigeschossige Anlage stark zu konzentrieren und wirtschaftlich zu machen. Die relativ wirtschaftlichen Anlagen und die starken Einwirkungen durch Wind und Wetter in Norddeutschland haben uns bewogen, die Gänge zu schließen und statt Garderobenräume lichte Klassengänge zu schaffen, in denen zugleich Arbeiten der Schüler aufgehängt werden können.

Das Konstruktionssystem besteht aus vorfabrizierten und vorgespannten Betonträgern und Betonsäulen, die so miteinander verbunden sind, daß keine Kältebrücke entstehen kann. Wand-, Decken- und Fassadeelemente werden ebenfalls als leichte Fertigteile montiert, so daß das Haus in kurzer Zeit sauber aufgeführt werden kann. Die Klassenwände bestehen aus lautdichten (37 DB) demontablen Elementen, die evtl. im Laufe der Zeit notwendig werdende Veränderungen in den verschiedenen Raumgruppen innerhalb des Modulssystemes von 1,42 m möglich machen. Ebenso können evtl. später notwendig werdende Erweiterungen durch Einbauen von Klassentrakten in das vorhandene Trägersystem ohne weiteres aufgefangen werden, da der klare Rhythmus des Systems solche Veränderungen auch formal gut möglich macht.



CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
26. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG JUNI 1970

Inhalt

Das Richtfest des Christianeums am 26. Februar 1970
Polier Wilfried Prack 1
Prof. Arne Jacobsen 2
Bürgermeister Dr. Wilhelm Drexelius 3
Chronik 6
Dr. Walter Bärsch: Jugend und Rauschmittel – ein pädagogisches Problem 12
Dr. Horst Gloy: Ort und Funktion des Religionsunterrichts in einer modernen Schule 26
Der Elternrat des Christianeums 1969/70 33
Abschlußbericht des Kollektivs 34
Die Schülervertretung (Kollektiv) 1969/70 37
Rolf Hachmann: Ein besonderes Jubiläum 37
OStR Kurt Jacobi wurde 66 Jahre 39
Ein Tischgespräch in Ostberlin 40
In memoriam:
Eugen v. Schmidt † 43
Dr. Richard Schmidt † 54
Dr. Bruno Hollmann † 56
Dr. Gottfried Hensell † 60
Prof. Dr. Hans Ludwig Kowitz † 62
Bilder vom alten Christianeumsgebäude in der Hoheschulstraße 64
Familien-Nachrichten 64
Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e. V.
Jahresbericht 1969/70 66
Mitgliederversammlung am 2. 7. 1970 67
Vereinigung ehemaliger Christianeer 67
Der Kassenwart 67
Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e. V.
Geschäftliches 68

Abgabe an die Mitglieder kostenlos
Schriftleiter: Dr. Hans Haupt, Hamburg 70, Kielmannseggstr. 117
Druck: Hans Christians, Hamburg 36

Das Richtfest des Christianeums am 26. Februar 1970

Polier Wilfried Prack

Sehr verehrter Herr Bürgermeister!
Liebe Richtfest-Gäste!

Heut' ist für uns ein Feiertag
das große Werk – es ist vollbracht!
Wenn auch noch mancher Balken fehlt,
der Termin war gesetzt und dieser gilt.
Doch stehn wir bereit und es wird fertiggebaut,
wenn die Sonne wieder scheint und es endlich taut.

Es war ein hartes Stück Arbeit, das kann ich euch sagen
von früh bis spät mußten wir uns hier plagen,
denn die Bauleitung saß uns mächtig im Nacken
sie drohte mit Strafen, wenn wir es nicht schaffen.

Doch als dann der Winter brach herein,
da waren sie am Ende mit ihrem Latein.
Doch denkste; schnell über Nacht
wurde ein Zelt herbeigeschafft,
und weiter ging's bei Eis und Schneegebraus,
um fertigzustellen dieses Haus.

Zwar ist die alte Schule noch schön,
doch leider muß sie in Trümmer gehn;
denn dort, wo heut noch wird gebüffelt,
wird nächstes Jahr bereits geschüffelt.
Gebaut wird dort eine Autobahn,
sie führt mitten durchs Haus, genau nach Plan.

So wurde denn dieser Bau erdacht
und sorgsam zu Papier gebracht,
da wurde gezeichnet und radiert,
gerechnet, geändert und herumprobiert
und endlich auch mal betoniert.

Die Qualität, ihr könnt sie hier seh'n,
sie wurde gefordert und kann auch besteh'n;
denn alle haben ihr Bestes gegeben,
den Architekten zum Trost und der Schule zum Segen.

Die Fensterscheiben sind diesmal so klein,
da geht ein Schrank weder raus noch rein,
und damit man ihn nicht noch halbiert
wird er in der Klasse an die Wand montiert.

Es stand in der „Welt" ein großer Artikel.
Was haben wir gelacht über dieses Gekrickel.

Nun sagt doch mal selber und denkt einmal nach!
Das haben wir früher doch auch so gemacht.
Doch den Lehrern zum Trost – es geht alles vorbei,
auch Klassen – sit in – und Apo-Geschrei.

Den alten Schulhof gibt es nicht mehr
wir haben Terrassen, seht nur her
mit Pflanzenkübeln zum Begießen
auf daß die Blumen munter sprießen.

Auch sonst ist alles gut durchdacht.
Der Architekt weiß, wie man's macht.
Leider wird der Bau wohl viel zu klein,
die Schule könnt schon heute größer sein.

Eine Bitte an die Schüler – hört sie euch an,
schätzt unsere Arbeit und denkt stets daran,
daß dieses Haus genau so bleibt
wie wir es gebaut, für alle Zeit.

Den Lehrern und Schülern geb ich den Rat,
achtet einander und seid stets auf Draht;
denn was nützt die schönste Handwerkskunst
wenn's im Haus drinnen nicht stimmt, ist alles umsunst.

Prof. Arne Jacobsen

Richtfeier ist eine gute, alte Tradition, wir danken unserem Bauherrn, daß er sie weiterführt. Das ist bei diesem Bau, wie bei dem heutigen Bauen überhaupt, allmählich das einzig Traditionelle, was noch an alte Sitten und handwerkliche Gebräuche erinnert.

Die ungeheure Umstellung von rein handwerklicher Bauweise zu der Kombination von handwerklichen und industriell hergestellten Elementen verlangt einen noch höheren Grad von Präzision und guter Zusammenarbeit in allen Stufen des Bauvorganges, von Zeichenbrett über Bauleitung, Fabrikation, Montage und Fertigung am Bau.

Wir danken den Handwerkern und allen anderen Beteiligten für die bisher geleistete Arbeit und hoffen, daß das erreichte Qualitätsniveau auch weiterhin für die nun folgenden Ausbauarbeiten eingehalten werden kann.

Nachdem der Rohbau soweit gediehen ist, gilt es, diesen groben Rahmen durch richtige Farb- und gute Möbelwahl so zu gestalten, daß hier ein Milieu entsteht, welches hoffentlich eine Inspiration für die 800 Schüler und Lehrer des Christianeums werden wird und somit zur positiven und fruchtbringenden Zusammenarbeit führt.

Wir wollen unser Bestes tun und hoffen, daß dieses Ziel in gleich guter Zusammenarbeit aller an dieser Arbeit Beteiligten, wie bisher, erreicht wird.

Bürgermeister Dr. Wilhelm Drexelius

Meine Damen und Herren!
Liebe Schüler!

Ich habe in den letzten Jahren viele Grundsteine legen können, Richtfeste gefeiert, manches neue Schulhaus eingeweiht. Dieses Richtfest heute ist für uns alle, auch für mich, von besonderer Bedeutung.

Dieser Neubau hat eine einmalige Vorgeschichte, die bei vielen, die hier heute stehen, auch mit bitteren Gedanken verbunden ist. Er ist nämlich hier und heute nur emporgewachsen, weil ein anderer, sehr brauchbarer, sehr schöner Bau höheren innerstädtischen Gesichtspunkten weichen muß. Ich weiß wohl um das große Opfer, das eine Schule hier bringen mußte und das nicht so schnell vergessen sein wird.

Diese Schule hat damit allerdings auch die besondere Chance erhalten, in einem architektonisch eindrucksvollen Neubau Neues zu schaffen. Denn auch in diesem Punkt ist dies heute etwas Besonderes: Das Christianeum ist eines der traditionsreichen (und ich sage sehr bewußt nicht: traditionsbeladenen) Gymnasien, das nun seinen Weg dem Jahr 2000 entgegen finden muß. Wir hoffen alle, und davon sind wir damals vor den Modellen für dieses neue Gymnasium ausgegangen, daß man diesen Weg in dieser neuen Schule gehen kann.

Und ein letztes: dieses Gymnasium ist mit seinen rund 17 Millionen DM eine sehr teure Schule. Ich weiß, daß man heute das Wort von den inneren Werten nur mit vielen Fragezeichen versehen ausspricht. Aber ich wage es doch, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß diesem großen finanziellen Wert der Wert geistigen Lebens und wachsamer Aufgeschlossenheit gegenüberstehen wird. Ich möchte deshalb an dieser Stelle etwas zitieren, was mich bei der Grundsteinlegung beeindruckt hat. Ich habe mir die Worte des damaligen Oberpräfekten Heinrich Geddert, der diesem Festtag heute wohl nur noch von außen zuschauen wird, heraussuchen lassen. Er hat am 26. 9. 1968 unter anderem gesagt:

„Stichwort: Schule als Organismus.

Wenn dieses Bild von der Schule nicht bloße Ideologie oder idealistisch verklärte Illusion bleiben soll und damit das Gebäude nur Abbild von Schein, wenn man also mit dem neuen Haus Ernst machen will, dann hat man dafür Sorge zu tragen, daß die Schule wesentlich Organismus sei . . .

Daraus ergeben sich Konsequenzen für die Schule selbst:

1. Übereinstimmung aller an der Schule Beteiligten über das generelle Ziel der schulischen Erziehung. An der Schule beteiligt sind Eltern, Lehrer und Schüler. Diese drei Gruppen werden sich zusammensetzen müssen und eine einheitliche Vorstellung des Schulzwecks zu formulieren haben.

2. Einigung der drei genannten Gruppen über die zur Erreichung dieses Zieles notwendigen Maßnahmen, d. h. über die Struktur der Schule und

3. gemeinsames Bemühen, die als richtig erkannten Vorstellungen von Ziel und Struktur der Schule durchzusetzen."

Der Oberprimaner des Jahres 1968 hat hier ein Bild von Partnerschaft entworfen. Es ist das Bild eines modernen Gymnasiums, wie wir es wünschen, das aber nicht von heute auf morgen, sondern nur im mühevollen Prozeß gemeinsamen Wollens verwirklicht werden kann. Er hat das Bild entworfen, in dem Partnerschaft nicht nur eine Phrase, sondern eine nüchtern und klar aufgefaßte Aufgabe zwischen Mitarbeitern ist.

Dieser Neubau ist ein Gymnasium, meine Damen und Herren. Man hat uns gelegentlich den Vorwurf gemacht oder ihn zumindest angedeutet, wir bevorzugten die Volks- und Realschulen einseitig und investierten im übrigen Ideen, Geld und Liebe in die geplanten Gesamtschulen.

Was hier entsteht, widerspricht diesem Gerücht. Und ich möchte noch ein wenig mehr dazu sagen, denn ich weiß, wie schwer solche Vorurteile, die irgendwer irgendwann einmal aufgebracht hat, wieder aus der Welt gebracht werden.

Wir werden in diesem und im nächsten Jahr 15 neue neunstufige und fünf siebenstufige Gymnasien begründen, um die zu erwartende außerordentlich hohe Zahl der nachwachsenden Gymnasiasten unterzubringen. An dieser Zahl haben wir, wenn Sie so wollen, selbst schuld, denn wir haben mit voller Überzeugung 1967 die Aufnahmeprüfungen aufgehoben, um mehr jungen Menschen die Chance einer bestmöglichen Bildung zu geben. Wir werden diese bestmöglich ausgebildeten Menschen überall brauchen.

Meine Damen und Herren, das hätten wir doch nicht getan, wenn uns an Gymnasien nichts läge.

Sie können nun einwenden, das sei etwas Äußerliches. Wir versuchen mit allen, leider – wie ich zugeben muß, oft noch nicht ausreichenden Mitteln, durch Förderung und Differenzierung diesen jungen Menschen, die wir gewissermaßen auf das Gymnasium gelockt haben, zu helfen, daß sie dort auch bleiben können. Das tun wir nicht erst seit gestern. Vor zehn Jahren noch scheiterten in der Unter- und Mittelstufe der Gymnasien 8,3 Prozent, heute sind es nur noch rund 3,5 Prozent, die vorzeitig abgegangen sind. Die Quote der Versager ist von Jahr zu Jahr gesunken.

In diesem Zusammenhang möchte ich hier einen Dank wiederholen, den ich vor Jahren öffentlich in der Bürgerschaft ausgesprochen habe, den Dank an die Gymnasiallehrer, die unter schwierigen, aber doch im Endeffekt auch immer wieder dankbaren Umständen wesentlich die Kräfte für die Zukunft bilden und ausbilden. Ich möchte diese Lehrer bitten, nicht den Mut zu verlieren, wenn hier und da Kräfte ihre Arbeit in einer Weise erschweren, die oft kaum erträglich er-

scheint. Ich möchte auch die Öffentlichkeit bitten, die unschönen Ereignisse zwar aufmerksam zur Kenntnis zu nehmen, aber darüber nicht zu vergessen, welche positive Arbeit von Lehrern, Schülern und Eltern an unseren rund 60 Gymnasien geleistet wird. Sie geschieht allerdings unhörbar hinter den Kulissen, denn die positive Arbeit bedarf nun einmal der marktschreierischen Aktionen nicht. Ich möchte in diesem Zusammenhang nur daran erinnern – und ich greife damit die Gedanken des Oberprimaners Geddert wieder auf –, daß an einer Reihe der Gymnasien Beträchtliches geschieht. Die Reform der Oberstufe erlebt hier einen ruhigen und intensiven Prozeß, an dem alle Kräfte mitarbeiten. Was ich mir habe berichten lassen, stimmt außerordentlich hoffnungsvoll. Oder ein anderes Beispiel:

Vor Weihnachten war ich mit Journalisten zusammen im Gymnasium Kirschtenstraße, einem nicht eben erfreulichen alten Bau. In diesem Bau hat aber die Zukunft schon begonnen. Einige junge, engagierte Lehrer führen hier von der untersten Klasse bis zum Abitur in die Computerlehre ein. Wir alle waren überrascht und beeindruckt, mit welchem Ernst hier auf die Welt von morgen vorbereitet wird.

Diese Welt von morgen fasziniert und schreckt uns ja zugleich. Sie schreckt, weil wir uns immer erneut fragen, ob wir denn fähig sind, mit unseren eigenen Kräften die junge Generation vorzubereiten.

Womit müssen denn Sie, liebe Schüler, einmal fertig werden? Mit einer Weltbevölkerung, die in jedem Jahr um 65 Millionen Menschen wächst, mit dem Problem, daß jährlich etwa 40 Millionen an Hunger sterben, und mit dem Problem, daß gleichzeitig in den nächsten zehn Jahren 4000 Milliarden Dollar in der Welt für militärische Rüstung ausgegeben werden, mit dem Aufkommen neuer Nationen und neuer Konstellationen von Völkern, mit einer technischen Fortentwicklung, von der wir uns sicher überhaupt keine Vorstellung machen können und die zugleich zahllose neue menschliche Probleme aufwerfen wird. Dieser Katalog läßt sich beliebig erweitern.

Wir sollen Sie auf diese Welt hinführen, wobei wir sehr gut wissen, daß Sie sie allein eines Tages meistern müssen. Für diese Aufgabe brauchen wir immer besser ausgebildete Lehrer. Wir bemühen uns darum.

Für diese Aufgabe werden wir uns nach wie vor mutige Gedanken um eine Reform der Lehrinhalte machen müssen. Es soll nicht Kritik, sondern Ermunterung und Ermutigung bedeuten, wenn ich hier nachdrücklich betone, daß die Überprüfung der Bildungsgehalte aller Schulen, aber gerade auch des Gymnasiums, überfällig ist. Viele Gymnasiallehrer haben erfreulich sichtbar die Fragezeichen gesetzt und sind dabei, Antworten zu suchen, die der Schule weiterhelfen. Zweifellos befinden wir uns in einem Prozeß inhaltlicher Veränderungen, und es ist sicher begreiflich, daß die Betroffenen, unsere Schüler, vielfach nicht Geduld genug haben, Ergebnisse abzuwarten. Wir werden also einen Weg finden müssen, die riesige Stoff-Fülle, die von allen Seiten an die Schule herangetragenen Wünsche zu bändigen, deren Erfüllung sicher eine 60-Stunden-Woche verlangen würde, und zu wesentlichen

Konzentrationen zu gelangen, wobei ich nicht an Einseitigkeit und zu frühes Spezialistentum denke. Die Technik wird uns dabei helfen müssen, aber notwendigerweise auch ihre Begrenzung finden müssen. Schon jetzt wird jedes neue Gymnasium mit einem Sprachlabor ausgestattet, in neuen Schulbauten werden bessere technische Möglichkeiten von vorherein gegeben sein.

Die Erneuerung des Gymnasiums kann aber sicher nicht allein in neuen Bauten liegen. Wohl können sie Möglichkeiten und Anreiz bieten, was ich vor diesem nun gerichteten Schulhaus hoffen möchte. Wichtiger ist das, was sich in dieser Schule tun wird, gemeinsam von Lehrern, Schülern und Eltern.

Mit dieser Überlegung wünsche ich dem alten neuen Christianeum einen glückhaften Aufbruch in die Zukunft, wachsame und aufgeschlossene Lernende und Lehrende und den Frieden, an dem wir alle mitarbeiten müssen.

Chronik

Am 2. 9. 69 spricht aus gegebenem Anlaß Herr Hermann Brandt vom Amt für Jugendschutz über Rauschgifte vor der Allgemeinen Konferenz. Die gewählten Vertreter der Schülerschaft nehmen daran teil. Die Konferenz spricht sich mit knapper Mehrheit für einen Antrag des Schülerrates aus, zu den Zeugniskonferenzen der Klassen 11 und 12 im Herbst 1969 zwei bis vier gewählte Vertreter der Schüler mit beratender Stimme nach § 10 der SV-Bestimmungen probeweise zuzulassen.

Am 9. 9. 69 schließt sich der Elternrat dem Vorschlag der SV an, ein Schwarzes Brett unter eigener Verantwortung der Schüler zu erproben, stimmt aber mit knapper Mehrheit gegen die Teilnahme von Schülern an Zeugniskonferenzen. Der Schülerrat protestiert am 10. 9. gegen diese Entscheidung und beschließt für den 12. 9. einen dreistündigen „Warnstreik" der Klassen 9–13, den etwa ein Drittel der Schüler der Oberstufe befolgt.

Am 24. 9. 69 legen Vertreter der Schülerschaft den Eltern in einer Diskussion in der Aula dar, was sie sich von einer Mitberatung bei den Zeugniskonferenzen versprechen.

Am 24. 9. 69 findet in den Klassen 5–11 ein Sportfest auf dem Sportplatz in Dockenhuden statt, das von dem Sportwart, Herrn Grundt, und seinen Helfern wieder sorgfältig vorbereitet wurde.

Am 29. 9. 69 wird Matthias Hennig (Klasse 10a) auf Vorschlag des Hamburger Schülerparlaments in den Landesschulbeirat berufen.

Am 30. 9. 69 wird Professor Arne Jacobsen, dem Architekten unseres neuen Schulgebäudes, von der Akademie der Freien Künste in Hamburg die Plakette der Akademie verliehen. Die Laudatio hält der Vorsitzende der Sektion Architektur Werner Kallmorgen.

Am 30. 9. 69 wird unser langjähriger Dezernent Oberschulrat Hans Wegner aus dem Hamburger Schuldienst verabschiedet.

Am 1. 10. 69 werden von den Klassenelternvertretern die turnusmäßig oder durch Rücktritt freiwerdenden Plätze des Elternrates neu besetzt. Der neue Elternrat spricht sich nach seiner Konstituierung am selben Abend für eine Erprobung der Mitberatung von Schülern an Zeugniskonferenzen aus. Diese wird am kommenden Tag bei den Zeugniskonferenzen der 11. und 12. Klassen in einer Weise praktiziert, daß auch ein Teil der bisherigen Gegner dafür gewonnen wird.

Am 13. 10. 69 werden in der Halle und in den Pavillons Automaten für heiße und kalte Getränke aufgestellt. Nach einigen turbulenten Tagen spielt sich der Gebrauch ein. Nur für die Raumpflegerinnen bringen sie zusätzliche Belastung.

Am 13. 10. 69 übernimmt Herr Jewan einen Lehrauftrag für Russisch und Leibesübungen. Zur Aubildung werden uns für ein halbes Jahr zugewiesen die Studienreferendare Frau Wybierek und Herr Pohl.

Am 17. 10. 69 spricht der Leiter des Katechetischen Amtes, Herr Dr. Horst Gloy, vor den Eltern, Schülern und Lehrern der 10. Klassen über „Ort und Funktion des Religionsunterrichtes in einer modernen Schule". Anlaß ist die Differenzierung des Religionsunterrichtes in den 10. Klassen.

Am 20. 10. 69 besucht auf Einladung des Deutschen Musikrates eine amerikanische Studentengruppe der University of Oregon mit ihren Professoren Dr. James Miller und Charles Hens eine Orchesterprobe und diskutiert und musiziert mit unseren Schülern.

Am 24. 10. 69 lädt die Arbeitsgemeinschaft Atonale Musik zu einem „ungewöhnlichen Konzert unter dem Titel Bach und Avantgarde" ein. Auf dem Programm stehen Werke

von J. S. Bach, A. Logothetis, H. Otte, M. Kagel und Th. Droste. In einem einführenden Referat erläutert der Initiator des Konzerts Thorsten Droste (Kl. 12a) die Berührungspunkte Bachscher und avantgardistischer Musik.

Am 30. 10. 69 erhalten die Klassen 8b und 8c im Verkehrswettbewerb der Hamburger Schulen den 5. und 6. Preis.

Am 6. 11. 69 Zeugniskonferenzen für die 13. Klassen. Die Zeugnisnoten sind zugleich die Vornoten der Reifeprüfung, die damit erstmals den Abiturienten bekanntgegeben werden.

Am 12. 11. 69 stellen sich bei der Vorbereitung für die Neuwahlen der Schülervertretung in einer Vollversammlung zwei Kollektive einer kritischen Befragung. Die Gruppe Müller-Schwefe, Taegert, Weintraud, Rademacher, Hennig, Mick, Schorr wird am 21. 11. in einer Sitzung des Schülerrates fast einstimmig gewählt.

Am 22. 11. 69 stellt die wieder hervorragende Rezitation Kurt Winklers mit Texten von Leskow, Kleist und Bobrowski an die Konzentration der Zuhörer erhebliche Anforderungen.

Am 24., 25., 27. und 28. 11. 69 schriftliche Reifeprüfung.

Am 26. 11. 69 spricht auf Einladung des Elternrates der Leiter der Hamburger Schülerhilfe, Herr Dr. Walter Bärsch, über „Jugend und Rauschmittel – ein pädagogisches Problem". Die Diskussion nach dem klaren und ausgewogenen Referat zeigt die Divergenz der Auffassungen im Kreise der Eltern.

Am 1. 12. 69 wird die Sportlehrerin Frl. Sabine Thesenfitz dem Christianeum als Nachfolgerin für Frau Elke Marquardt zugewiesen, die mit ihrem Wohnsitz zum allgemeinen Bedauern auch ihre Tätigkeit an unserer Schule aufgeben muß.

Am 3. 12. 69 erhält der Diplom-Physiker Herr Key Lorenzen einen Lehrauftrag von 9 Stunden am Christianeum.

Am 5. 12. 69 schließt sich die Lehrerkonferenz dem Votum des Elternrates an, das von der SV beantragte Schwarze Brett zu erproben, wünscht aber eine stärkere Mitbeteiligung der SV bei diesem Experiment.

Am 9. 12. 69 lädt der Elternrat Eltern, Lehrer und Schüler zu einem Erfahrungsaustausch über die Mitberatung von Schülern an den letzten Zeugniskonferenzen ein.

Am 10. 12. 69, dem Tag der Hausmusik, spielen Schüler aller Altersstufen Werke von Stanley, Händel, Telemann, Beethoven, Dvorak, Hindemith u. a. Ralf Baetgen (Klasse 11a) erläutert einen eigenen Versuch „Katalyo".

Am 16. 12. 69 geht das Kollegium für einen Tag nach Rissen in Klausur, um die innere und äußere Situation unserer Schule zu durchdenken und Vorschläge für die notwendigen Reformen zu erarbeiten. Am Nachmittag referiert Frau Elisabeth von der Lieth (Hamburger Studienseminar) über Schwierigkeiten und Reformversuche anderer Schulen.

Am 11. 1. 70 wird der Unterricht der Klasse 11a vom Klassenkollegium für 18 Tage ausgesetzt. Schüler, Eltern, Lehrer und der zuständige Dezernent bemühen sich in dieser Zeit darum, bessere Arbeitsbedingungen für den Unterricht in dieser Klasse zu schaffen.

Am 12. 1. 70 verliert das Christianeum seinen Musiklehrer Eugen von Schmidt. Die Trauerfeier am 28. 1. hält Pastor Nerger. Die Schule nimmt am 31. 1. in einer Gedenkfeier in der Aula von dem verehrten Lehrer Abschied. Vom Elternrat wird die Bildung eines „Eugen-von-Schmidt-Fonds" bekanntgegeben; er soll der Förderung, insbesondere der Schuloper, dienen.

Am 21. und 22. 1. 70 bestehen 37 Abiturienten das mündliche Abitur, das unter Vorsitz von OSR Dr. Brüggemann abgehalten wird. Erstmals sind einzelne Schüler der 12. Klassen als Gäste bei den Prüfungen anwesend. Die Abiturienten werden auf ihren Wunsch formlos entlassen.

Am 6. 2. 70 wird OStR Rolf Tietjens mit der Leistung des neugegründeten Gymnasiums Osdorf betraut.

Am 7. 2. 70 befragt der Elternrat die Elternschaft in einem Rundschreiben, ob sie mit der in Aussicht genommenen Einführung der 5-Tage-Woche für das Sommerhalbjahr einverstanden ist oder eine Sonderregelung wünscht. Die Zweidrittelmehrheit, die für die Beibehaltung der 6-Tage-Woche erforderlich ist, wird nur knapp verfehlt.

Am 10. 2. 70 werden der Schule zur Ausbildung zugewiesen die Referendare Frau Motz und die Herren Bock, Garbe, Konerding, Linn und Tack.

Am 25. 2. 70, am Vorabend der Richtfeier des neuen Schulhauses, spielen die drei Schulorchester unter der Leitung von Herrn Borm und Herrn Hagenmeyer und das Hovedgård-skole-orkester unter der Leitung der Herren Heyn und Danmark in einem sehr gut besuchten Konzert vor festlich gestimmten Zuhörern. Rektor Niels Heyn übergibt als Gastgeschenk die Reproduktion einer alten dänischen Landkarte, die Altona noch in enger Zugehörigkeit zum dänischen Königreich zeigt.

Am 26. 2. 70 zieht das Richtfest des neuen Christianeums trotz ungünstiger Witterung viele Gäste auf den Bauplatz. Nach dem Poem des Poliers sprechen Bürgermeister Dr. Drexelius und der Architekt Prof. Arne Jacobsen. Wenigstens die dänischen Bläser, die zur Feier aufspielen, können gut verstanden werden.

Am 28. 2. 70 findet mit den Schülern der 9. und 10. Klassen unter der Leitung von OStR Dr. Hansen eine Besprechung über eine mögliche Differenzierung im Lateinunterricht statt.

Am 5. 3. 70 lädt die Referatsgruppe Gymnasien der Hamburger Schulbehörde die Kollegien des Gymnasiums für Mädchen Großflottbek und des Christianeums zu einer gemeinsamen Konferenz ein. Ltd. OSR Zahn, OSR Dr. Brüggemann und OSR Dr. Hahn erörtern einen Vorschlag der Referatsgruppe, für beide Schulen ein gemeinsames Oberstufenkolleg zu schaffen. Beide Kollegien erklären sich damit einverstanden, je fünf Mitglieder für einen Arbeitsausschuß zu wählen, der über diesen Vorschlag weiter beraten wird.

Am 13. 3. 70 werden die Schüler der Klassen 9–12 zu einem Vortrag über Entwicklungspolitik in die Aula eingeladen. Die Organisation der Experten-Beiträge und der Ausstellungen in der Halle hatten Frau StRef. Maguire und Herr Dr. Riecken übernommen.

Am 14. 3. 70 werden im Kreis der Kollegen Frau Dr. Ostermann-Spieß, Frau Römer und die Herren Dr. Onken, Hagenmeyer, Dr. Riecken und Tietjens mit herzlichem Dank verabschiedet.

Am 15. 3. 70 jährt sich zum hundertsten Male der Todestag des Dichters des Schleswig-Holstein-Liedes Matthäus Friedrich Chemnitz (1815–1870), der von 1832 bis 1835 das Christianeum besuchte.

Am 1. 4. 70, dem Beginn des neuen Schuljahres, treten in das Kollegium ein die Studienassessorinnen Graef und Hagel, OStR Kaiser, OStR Thomas und die Assessoren Deikke, Eigenwaldt, Jewan, Dr. Malzahn und Querling. Vom Gymnasium Osdorf erteilen Unterricht am Christianeum außer Frau StR Blecken Frau StR Zeisler, die Assessorinnen Frau Gillert und Frau Hadeler, Frau Wothge und Herr Diehn. Herr StAss. Tauchert hilft mit 8 Stunden im Gymnasium Osdorf aus.
Die übergroßen drei Klassen der Klassenstufe 8 und 9 können auf je vier Klassen aufgeteilt werden. In den 9. Klassen werden 2 Kurse für Griechisch und 3 Kurse für Russisch eingerichtet.
In den 11. Klassen wird der Deutsch- und der Mathematikunterricht nach Vorschlägen, die in einem Arbeitskreis von Eltern, Schülern und Lehrern im Winterhalbjahr unter der Leitung der Herren Diekmann und Kalberlah erarbeitet wurden, differenziert. Die Schulbehörde hatte zugestimmt, die vorgelegten Pläne in einem zweijährigen Versuch zu erproben.

Am 4. 4. 70 werden in die 5. Klassen 145 Schüler aufgenommen (53 Mädchen und 92 Jungen). Zur Begrüßung in der Aula spielen die Bläser des C-Orchesters und einige Solisten der Unterstufe.

Kck

Dr. Walter Bärsch *
Leiter der Dienststelle Schülerhilfe

Jugend und Rauschmittel - ein pädagogisches Problem

Meine sehr verehrten Damen und Herren – und damit meine ich auch die Schüler und Schülerinnen dieses Gymnasiums –, ich darf sehr erfreut feststellen, daß – glaube ich – heute zum ersten Mal in Hamburg über dieses Thema, über das schon so viel geschrieben und auch geredet worden ist, gemeinsam in Anwesenheit von Eltern, Lehrern, Schülerinnen und Schülern diskutiert werden soll. Ich sage noch einmal, ich bin sehr froh darüber; denn ich bin seit langem der Meinung, daß wir über dieses Thema miteinander sprechen müssen.

Ich möchte zunächst einige Informationen als Ausgungspunkt für die spätere Diskussion geben. Das wird „sine ira et studio" geschehen. Es hat keinen Sinn, im Stile der Agitation über das Rauschmittelproblem zu sprechen. Ich rede hier auch nicht als Vertreter der Polizei oder aus moralischen Gründen. Wir kommen in dieser Angelegenheit nur voran, wenn wir so objektiv wie möglich die einzelnen Tatbestände des Problems feststellen und dann darüber diskutieren.

Zunächst einmal etwas über das Ausmaß der Rauschmittelverwendung durch junge Menschen in Hamburg. Heute teilte der Senat der Bürgerschaft auf eine entsprechende Anfrage mit, daß man genaue Unterlagen darüber noch nicht hat. Ich bin auch nicht in der Lage, genaue Zahlen zu nennen, halte es auch nicht für wichtig. Ich kann Ihnen aber sagen, daß wir – von schulischen Gesichtspunkten her gesehen – Schwerpunkte in den Schularten Gymnasium, Berufsschule und Realschule haben, in ganz wenigen Fällen auch in den oberen Klassen der Volksschule. Es gibt drei Gebiete, in denen der Rauschmittelgebrauch besonders auffällt. Es ist zunächst einmal das Gebiet, in dem Ihre Schule liegt, also das Gebiet der Elbvororte, zum zweiten das Gebiet um Volksdorf und dann Bergedorf. In anderen Gebieten spielt das Rauschmittelproblem zur Zeit noch eine geringe Rolle. Das zur allgemeinen Information. Zahlen will ich gar nicht nennen, sie würden – weil sie doch nicht der Wirklichkeit entsprechen – nur eine falsche Vorstellung erwecken. Aber über die Tendenz muß etwas gesagt werden: die Verbreitung des Rauschmittels unter den jungen Menschen nimmt ständig zu. Wir stehen ganz sicher noch längst nicht auf dem Höhepunkt der Entwicklung. Wir werden möglicherweise ähnliches wie in den Ländern erleben, in denen schon heute der Rauschmittelkonsum erheblich höher liegt als bei uns. Dieser Tatsache müssen wir ins Auge sehen.

Ehe ich bestimmte psychologisch-pädagogische Thesen vortragen werde, möchte ich Sie im Überblick darüber informieren, welche Rauschmittelarten es gibt. Die meisten spielen für unser Problem nur eine untergeordnete Rolle.

* Vortrag im Christianeum am 26. 11. 1969

Zunächst haben wir es mit einer Gruppe von Mitteln zu tun, die zum Typ der Opiate gehören. Das sind Rauschmittel, die in der Lage sind, den Menschen in eine euphorische Stimmung zu versetzen, ohne daß er sich persönlich dafür engagieren muß. Zu diesen Euphorika gehören z. B. Opium, Heroin und einige andere halbsynthetische oder ganzsynthetische Stoffe und auch noch einige pflanzliche Stoffe, die im einzelnen hier zu nennen ich nicht für notwendig halte. Das Gemeinsame dieser Opiate, dieser Euphorika, ist es, daß sie dem Menschen für die Dauer des Rausches ein völlig neues Erlebnis vermitteln. Das Wohlbefinden steigt, und die Umwelt erscheint auf unwirkliche Weise positiv. Man kommt sich vor, als ob man „im siebenten Himmel" lebte. In der Regel steigert sich das Bedürfnis nach Wiederholung des Rausches von Mal zu Mal. Der Mensch wird also psychisch sehr abhängig. Das Tragische bei den Opiaten ist außerdem, daß sich auch der Körper auf diese Opiate einstellt und von einem gewissen Zeitpunkt an negativ reagiert, wenn ihm nicht immer wieder Opiate zugeführt werden. Das heißt also, diese Gruppe der Euphorika macht mit Sicherheit – und das läßt sich durch keine Ideologie wegdiskutieren – den Menschen sowohl physisch wie auch psychisch abhängig. In Verbindung mit den Euphorika gibt es das, was man das Entziehungssyndrom nennt. Das ist die Reaktion des Körpers dann, wenn die Opiate nicht mehr genommen werden. Der Körper revoltiert förmlich, begehrt auf und verlangt auf dramatische Weise das Zuführen neuer Mittel. Damit beginnt ein Prozeß, den der Mensch von einem bestimmten Stadium an nicht mehr unter Kontrolle bringen kann. Wenn ihm andere nicht rechtzeitig helfen, kommt der nun süchtig gewordene Mensch in diesem Teufelskreis buchstäblich um.

Eine zweite Gruppe sind die Weckamine oder Zentralstimulantien. Dazu gehören z. B. Pervitin und Preludin. Diese Mittel – so ist es anschaulich gesagt worden – erzeugen „Lust in jeder Körperzelle". Bei diesen Rauschmitteln entsteht auch eine körperliche Abhängigkeit mit dem entsprechenden Entziehungssyndrom. Gegenüber der Opiatewirkung ist die Abhängigkeit aber geringer. Trotzdem sind auch hier negative Folgen wie schwere psychische Störungen, Wahnvorstellungen und Verwirrungen zu beobachten. Besonders groß ist die Gefahr der psychischen Abhängigkeit diesen Mitteln gegenüber. Wer irgendwann einmal diese intensiven Lusterlebnisse gehabt hat, hat den Wunsch, sie immer wieder zu erleben. Für diese Mittel ist erwiesen, daß bei längerem Gebrauch körperliche Schäden festzustellen und unausweichlich sind.

Es gibt eine weitere Gruppe, die Gruppe der Narkotika, die man inhalieren kann. Dazu gehören alle möglichen Dämpfe, auch solche die von Chemikalien ausgehen, z. B. von Azeton. Sie kommen über die Inhalation in den Körper und rufen verhältnismäßig wirre Rauschzustände hervor, die vorwiegend zu einer psychischen und weniger zu einer physischen Abhängigkeit führen.

Die letzte Gruppe, die zu nennen wäre, und um die es im Grunde geht, sind Rauschmittel, die auf irgendeine Weise die Wirkung haben,

dem Menschen Halluzinationen zu verschaffen. Man nennt sie deshalb die Halluzinogene. Zu dieser Gruppe gehört nun das so berühmte Haschisch, der indische Hanf. Es ist das Rauschmittel, um das es im Augenblick die größte Aufregung gibt, über das schon viel Gereimtes und auch Ungereimtes gesagt worden ist, und das uns heute etwas ausführlicher beschäftigen soll.

Das Entscheidende des Haschischgenusses besteht darin, daß die Beziehungen zum Raum und zur Zeit recht eindeutig verändert werden. Beide Dimensionen weiten sich unter der Wirkung des Rauschmittels aus. Das kann dazu führen, daß man in einer gewissen Unverbindlichkeit und persönlichen Unengagiertheit den Erlebnissen während des Rausches gegenübersteht. Viele junge Leute empfinden als besonders angenehm, daß sie den Rauscherlebnissen gegenüber ein hohes Maß an Selbständigkeit haben. Sie können verbindlich oder unverbindlich Stellung nehmen – so wie sie es wünschen. Man kann sich, wie man ein Buch weglegen kann, von den Halluzinationen distanzieren, man kann auch, wie in einem Kinostück, „herausgehen", wenn man es will. Man hat also – so sagen die jungen Leute – das Gefühl, zu nichts aber auch zu gar nichts verpflichtet zu sein. Der Rausch fängt meistens mit einem Beklommenheitsgefühl an, das gelegentlich auch viel Ähnlichkeit mit Angstgefühlen hat. Optische Visionen entwickeln sich, der Raum weitet sich aus. Die Umwelt bekommt einen überirdischen Glanz. Der Berauschte erlebt das nun alles mit einer gewissen Selbstgenugtuung. Er erlebt einen Seinszustand, den man mit eigener Kraft nicht darstellen kann. Man erzielt befristet eine merkbare Leistungssteigerung. Aber es kommt dann auch zu Ausfallerscheinungen auf allen möglichen Gebieten. Die sind bei den verschiedenen Menschen recht unterschiedlich. Es ist auch beobachtet worden, daß die Art und Weise der Reaktion während des Rausches von den Grundproblemen abhängig ist, die zuvor schon in diesen Menschen vorhanden sind. Einer, der zuvor schon aggressiv ist, kann unter Umständen unter der Wirkung dieser Droge zusätzlich noch viel aggressiver werden. Ein anderer, der unter depressiven Tendenzen steht, bekommt das heulende Elend. Man kann also sagen: bestimmte personale Tendenzen bekommen durch den Rausch eine deutliche Akzentuierung. Dadurch werden die Reaktionen des Berauschten verzerrt. Ich werde auf dieses Problem in anderem Zusammenhang noch einmal zurückkommen.

Wir wollen jetzt versuchen, einige allgemeine Faktoren darzustellen. Es sind Faktoren, die für das Verstehen bestimmter Probleme mit dem Rauschmittelgenuß nötig sind. Zunächst einmal steht fest – dabei ist es gleichgültig, um welches Rauschmittel es sich handelt –, daß das Rauschmittel eine chemische Lebenshilfe ist, das mindestens zwei Wirkungen hat: Die erste Wirkung besteht darin, daß die Wirklichkeit verändert wird. Es entsteht eine Derealisation. Aber auch die Person selbst wird in verschiedenen Dimensionen verändert. Hier könnte man von einer Depersonalisation sprechen. Derealisation und Depersonalisation sind also zwei Zustände, die man durch Rauschmittel erzielen kann. Sie werden schon bemerkt haben, daß diese zwei Wir-

kungen z. B. auch durch Alkohol erreicht werden können. Alkohol kann auch zu einer Veränderung der Wirklichkeit führen, er kann aber auch die Person verändern.

Diese Rauschmittel verändern also mit Sicherheit die aktuelle Situation. Dabei ist unwichtig, ob die Situation durch äußere oder innere Faktoren bestimmt ist. Im einzelnen kann sich die Veränderung der aktuellen Situation einmal im Bereich der Gefühlsreaktionen auswirken. Durch die Euphorika z. B. geschieht es meistens in dem Sinne, daß die Gefühlsreaktionen in Richtung auf den Lustpol aufgegipfelt werden. Weiter kann der Wahrnehmungsprozeß verändert werden. Damit wird die Realitätsauffassung in der üblichen Weise nicht mehr möglich. Die Realität wird durch veränderte Wahrnehmungsprozesse gewissermaßen in einer veränderten Form aufgenommen. Das ist nicht immer eine angenehm veränderte Form. Es ist, wie wir wissen, auch manchmal eine schrecklich veränderte Form. Ich habe Menschen in diesem Zustand gesehen, die unter äußerst unangenehmen Erlebnissen leiden mußten. Man hat nicht unter Kontrolle, zu welcher Form sich die Umwelt verändert. Sicher ist nur, daß über die Veränderung der Wahrnehmungsprozesse die Realität eine andere Form bekommt. Nicht nur die Wahrnehmungsprozesse werden verändert, sondern auch die Verarbeitungsprozesse, also z. B. die Denkprozesse. Und damit wird die Situation als solche, soweit sie bewertet werden muß, unter veränderten Bedingungen bewertet. Derjenige, der Rauschmittel nimmt, hat also die Möglichkeit, sich selbst und die Wirklichkeit zu verändern. Oder anders gesagt: er kann seine aktuelle Situation verändern. Das muß klar und deutlich festgestellt werden; denn es ist ein sehr wesentlicher Punkt des gesamten Problems. Ich werde darauf zurückkommen. Zuvor will ich aber noch einen anderen Gedankengang entwickeln, den ich in Verbindung mit dem Rauschmittelproblem ebenfalls für sehr bedeutsam halte.

Es gibt Menschen jeden Alters, die mit der Realität, in der sie leben, nicht zufrieden sind. Entweder sind sie es deshalb nicht, weil sie dieser Realität negative Faktoren zusprechen, oder sie fühlen sich der Situation gegenüber nicht gewachsen. Sie kommen also mit den Forderungen, die sich aus der Situation ergeben, nicht zurecht. Diese Tatsache ist eine menschliche-allzumenschliche Tatsache. Es ist uns allen bekannt, daß wir gelegentlich in dieses Problem hineinkommen und mit uns und unserer Situation unzufrieden sind. Das ist eine Art Konflikt, der bei vielen Menschen ein vorübergehender Konflikt ist, manchmal nur Stunden dauert, der aber bei anderen Menschen zu einem chronischen Konflikt und damit zu einem existentiellen Konflikt werden kann. Zu dieser Konfliktsituation gehört, daß man mit seiner Situation nicht zufrieden ist oder mit ihr nicht zurechtkommt. Diesen chronischen Konflikt zu lösen, ist nicht einfach. Oft gelingt es überhaupt nicht. In diesem Falle, wenn also echte Möglichkeiten zur Konfliktlösung nicht mehr zur Verfügung stehen, neigt der Mensch dazu, zu Mitteln zu greifen, die für ihn den Konflikt lösen. Das wissen wir nicht erst seitdem uns das Haschisch oder andere Rauschmittel

bekannt sind. Manche Erwachsenen, die jetzt in zunehmendem Maße vor dem Fernsehgerät ihren Alkoholkonsum steigern, gehören auch zu den Menschen, die in diesen Teufelskreis geraten sind. Diese Erwachsenen – und manche jungen Leute machen auch schon mit –, die so eine Praxis üben und allmählich den Alkoholkonsum steigern, sind in der Regel Menschen, die mit ihrer Lebenssituation nicht so zurechtkommen, wie sie es möchten. Sie müssen also eine chemische Substanz – hier den Alkohol – verwenden, um zumindest befristet einmal das Erlebnis zu haben, daß die Dinge in ihrem Leben wieder stimmen. Man neigt also dazu, in solchen Situationen Ersatzbefriedigungen zu suchen, nach Hilfsmitteln auszuschauen, die uns dabei unterstützen, subjektiv mit dem Konflikt fertig zu werden. Objektiv wird das Problem dadurch nicht gelöst. Ganz im Gegenteil, objektiv wird das Problem immer mehr vergrößert. Die Ersatzbefriedigungen führen zu angenehmen Erlebnissen – und das ist jetzt sehr wichtig –, ohne daß eine eigene Produktivität entwickelt werden müßte. Es ist ein passiver Weg, um zum Glück zu kommen. Das Rauschmittel ist auch solch ein Helfer für die subjektive Bewältigung von Konflikten. Wie alle anderen Ersatzbefriedigungsmöglichkeiten (die Zigarette gehört auch schon dazu) kann auch das Rauschmittel – allerdings in besonders intensiver Weise – helfen, die konfliktbeladene Situation zu entlasten und das zu reduzieren, was man den Leidensdruck nennen könnte. Das Rauschmittel verbessert die unangenehme Grundsituation des Menschen zumindest befristet, und zwar ohne persönliche Anstrengung. Die einzige Anstrengung besteht darin, daß man auf irgendeine Art und Weise illegal diese Mittel beschaffen muß. Das ist manchmal anstrengend, aber die Veränderung des subjektiven Zustandes ist dann in der Regel ein Prozeß ohne viel Anstrengung. Das ist wichtig. Ich werde darauf zurückkommen. Ohne Anstrengung wird Euphorie erzeugt, ohne Anstrengung wird die Realität verbessert oder verändert, ohne daß aber die Probleme der Lebenssituation gelöst würden.

Es kommt nun heutzutage noch etwas ganz entscheidend Neues, in dieser Form jedenfalls bisher in unserer Gesellschaft noch nicht Dagewesenes hinzu. Es ist die Art und Weise, wie man sich heute in der Gesellschaft versteht. Sie wissen, daß auf diesem Gebiet eine dynamische Entwicklung im Gange ist, daß heute unter vielen Gesichtspunkten diskutiert wird, wieweit diese unsere Gesellschaft für den Menschen einen Schaden oder einen Nutzen bedeutet. Anders gesagt: in einer dynamischen Diskussion wird der Versuch gemacht, das Verhältnis zwischen dem einzelnen Menschen und den übergreifenden Systemen der Gesellschaft neu zu bestimmen. Dieser Prozeß steht eindeutig unter der Tendenz, dem einzelnen mehr Freiheit zu geben, als die Gesellschaft zuvor dem einzelnen gewährt hat. Ich bin sicher mit Ihnen einig, daß diese Tendenz zu begrüßen ist und daß dieser neue Bestimmungsprozeß unbedingt notwendig ist. Zu diesem neuen Selbstverständnis gehört nun auch – und zwar innerhalb einer bestimmten Gruppe von Menschen, die sich um ein neues Selbstver-

ständnis bemühen –, daß eine künftige Gesellschaft so eingerichtet sein muß – und nun verwende ich den terminus technicus –, daß der einzelne in der Lage ist, ein sogenanntes „libidinöses Leben" zu führen. Was heißt das? Es heißt, ein Leben zu führen, in dem die Prozesse der Arbeit, die Prozesse des pflichtgemäßen Engagements möglichst eine geringe Rolle spielen; ein Leben, in dem der Mensch möglichst oft die Möglichkeit hat, das Leben im Sinne einer positiven Lebenslust zu leben. Wenn Sie „Triebstruktur und Gesellschaft" von Herbert Marcuse lesen und andere davon meist abgeleitete Literaturen, dann werden Sie dies Konzept immer wieder in Abwandlung finden. Sie werden dann erfahren, daß nur durch ein „libidinöses Leben" die Freiheit für den einzelnen möglich sein soll. Sie werden auch lesen, daß Freiheit nicht innerhalb, sondern nur außerhalb des Kampfes ums Dasein möglich ist. Man sagt Ihnen, daß eine künftige Gesellschaft den Auftrag hat, dem Menschen Lust zu verschaffen, die libidinöse Lust sein muß. Und es heißt dann bei Herbert Marcuse weiter, daß in einer vom Leistungsprinzip beherrschten Wirklichkeit solche Möglichkeiten zu libidinösem Erleben seltene Ausnahmen sind. Sie könnten nur außerhalb oder am Rande der Arbeitswelt vorkommen, als Steckenpferd, als Spiel oder in einer direkt erotischen Situation.

Weiter wird gesagt: Die normale Art von Arbeit (sozial nützliche berufsmäßige Betätigung) in der heute üblichen Arbeitsteilung ist so, daß der einzelne, indem er arbeitet, nicht seine eigenen Impulse, Bedürfnisse und Fähigkeiten befriedigt, sondern eine vorher festgesetzte Funktion ausübt.

Die Konsequenz, die daraus gezogen wird, ist: Der Mensch muß, damit er sich selbst als Mensch verwirklichen kann, einen möglichst großen Raum für die libidinöse Lust bekommen.

Wenn man das alles hört, dann muß man sagen: Hier ist eine sehr begreifliche Sehnsucht jedes einzelnen Menschen formuliert. Auch ich möchte, wie viele unter Ihnen, manche Tage nicht so verleben, wie ich sie verleben muß. Es kann z. B. geschehen, daß gerade dann, wenn ich einmal Zeit für mich haben möchte, angerufen wird und ein junger Mensch zu mir sagt: „Herr Doktor, kann ich Sie schnell sprechen? Ich weiß nicht weiter. Ich kann mit keinem Menschen sprechen. Ich bin so in diese Haschisch-Angelegenheit hineingekommen und komme nicht mehr los. Gibt es da nicht eine Pille, kann ich zu Ihnen kommen?" Selbstverständlich ist man dann bereit und spricht mit diesem Menschen. Man versucht einen Weg zu finden, auf dem er aus dieser Angelegenheit wieder herauskommt. Gleichzeitig mußte man aber wieder einmal auf die Erfüllung persönlicher Wünsche verzichten. Man sieht an diesem Beispiel, daß es durchaus begreiflich ist, wenn man den Wunsch nach einem libidinösen Leben hat.

Für unsere Thematik ist wichtig, daß sich in zunehmendem Maße in unserem Selbstverständnis das Bedürfnis nach einer libidinösen Orientierung oder – wenn Sie so wollen – nach einer hedonistischen und damit auf Lustgewinn hin orientierten Lebenseinstellung ausbreitet. Das muß man feststellen. Ich bin mit den progressiven Leuten sehr

einig, wenn sie die Mißstände unserer sehr verkrampften Leistungsgesellschaft damit aufweichen wollen. Und ich nehme zur Kenntnis, daß hier eine Stoßtruppe versucht, diesen manchmal wirklich fürchterlichen Leistungsdruck vom einzelnen zu nehmen. In Verbindung mit unserer Thematik wird diese ideologische Tatsache von großer Bedeutung. Von daher bekommt jetzt plötzlich auch das Rauschmittel eine völlig neue, eine geradezu ideologische Weihe. Das Rauschmittel bietet die Möglichkeiten, libidinös leben zu können in einer Gesellschaft, die das libidinöse Leben nicht möglich macht.

Unter den rauschmittelgebrauchenden jungen Leuten gibt es grundsätzlich zwei unterscheidbare Gruppen. Die eine Gruppe – wenn ich die Neugierigen, die gelegentlich mal dabei waren und wieder abgesprungen sind, nicht groß erwähne – setzt sich aus ausgesprochen labilen Menschen zusammen, die mit ihren perönlichen Problemen Schwierigkeiten haben. Für diese bedeutet die Entlastung über das Rauschmittel eine Art Lebensfermate, die sie immer häufiger aufsuchen, weil es in dieser Fermate so angenehm ruhig und konfliktlos ist, so hofft man jedenfalls. Sollte man es wider Erwarten nicht erleben, hofft man auf das nächste Mal. Da ist die Gruppe der labilen und letztlich nur bedingt lebenstüchtigen jungen Menschen, denen das Rauschmittel zum Helfer beim Lösen ihrer Konflikte wird.

Die andere Gruppe möchte ich die Gruppe der Ideologen nennen. Zu ihr gehören diejenigen, die sich aus ideologischer Grundkonzeption heraus konsequenterweise verpflichtet fühlen, dieses Mittel zum Zwecke der libidinösen Lebensführung und der „produktiven Bewußtseinsausweitung" zu verwenden. Mitunter gibt es dann auch noch die Mischung beider Orientierungen. Das sieht dann so aus: ein labiler Mensch nimmt aus persönlichen Gründen und zu seiner persönlichen Entlastung Rauschmittel, begründet aber den Genuß mit Hilfe der vorartikulierten Ideologie. Die Dinge sind vertauschbar.

Wir halten fest: Bei Verwendung von Rauschmitteln werden Probleme vorübergehend „gelöst", ohne daß der Betroffene aktiv werden muß. Das ist eine entscheidende Tatsache, und es ist nötig, dazu eine ganz klare Aussage zu machen. Es wäre unredlich, wenn ich diese Aussage nicht machte. Ich werde keine Mühe darauf verwenden, um das zu tun, worauf viele Erzieher warten, nämlich hier zu erklären, daß Haschisch den Körper vernichtet. Sicher wäre diese Feststellung für viele eine angenehme Erziehungshilfe. Sie möchten zu gerne sagen: Wer Haschisch nimmt, geht körperlich zugrunde. So einfach ist das leider nicht. Nur bei extrem hoher Dosierung und in Verbindung mit anderen Rauschmitteln, oft auch als Folge von unsachgemäßem Spritzen können zum Teil erhebliche körperliche Schädigungen eintreten. Meine sehr verehrten Damen und Herren, der Hinweis auf mögliche körperliche Schäden führt uns nicht weiter. Wir können eine große Gruppe, viele Millionen von Haschischgenießern in der Welt beobachten, wir sind aber nicht berechtigt zu sagen, daß Haschisch den körperlichen Ruin verursacht, wie das für die Opiate allerdings gilt.

Mit dem Haschischgenuß ist aber ein äußerst interessantes und hochbrisantes psychisches Problem gegeben. Darüber müssen wir reden – offen, klar und unmißverständlich. Denn jeder muß wissen, was er tut, und jeder sollte die psychischen Prozesse kennen, die sich in ihm vollziehen. Es spielen sich in der Tat psychische Lernprozesse ab, die eindeutig sind. Diese psychischen Lernprozesse sind etwa von folgender Art: Wir Menschen geraten täglich immer wieder in vielfältige größere oder kleinere Schwierigkeiten. Jedes Leben zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft, gleichgültig wie die Gesellschaft auch in Zukunft strukturiert sein wird, jedes Leben wird immer so eine Art Hürdenlauf sein. Es gibt sogar einige Menschen, die bauen sich zusätzlich noch Hürden auf, um dann darüberstolpern zu können. Das ist nicht nötig. Darüber ließe sich reden. Aber im Endergebnis bleibt eine bestimmte Anzahl von Hürden immer übrig, und diesen Hürden gegenüber muß man sich verhalten. Das erlebt schon ein dreijähriges Kind. Es wird nicht immer Lust haben, die Hürden aktiv zu überwinden. Im Gegenteil versucht es zunächst einmal, andere zu aktivieren. Vielleicht wirft es sich zu Boden, schreit und strampelt so lange, bis die Mutter das Hindernis wegräumt. Diese Praxis des Kleinkindes hat schon bestimmte Elemente mit dem Rauschmittelgebrauch gemeinsam. Hier wird die Mutter zum Helfer beim Überwinden von Schwierigkeiten. Das können manche Kinder ihren Müttern so perfekt beibringen, daß die Mütter nichts anderes zu tun haben, als ihren Kindern die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Solche Kinder kommen dann in das erste Schuljahr, und da werden wieder von geschickten Pädagogen kleine Hürdchen aufgebaut, über die man zu springen lernen muß. Das Kind hat zuvor aber schon gelernt, wie man in passiver Weise mit Hürden umgehen kann, oder es hat gelernt, andere zu aktivieren. So kann ein Kind schon im ersten Schuljahr die Lehrerin durch entsprechende Attacken zu beeinflussen suchen, die Schwierigkeiten wegzuräumen – wie das die Mutter sechs Jahre lang brav gemacht hat. Wenn die Lehrerin oder der Lehrer das nicht tut, geht das Kind aus der Schule und sagt, das ist eine repressive Gesellschaft, hier mache ich nicht mehr mit. Im Grunde ist dieses Kind enttäuscht, weil es zwar gelernt hat, den Schwierigkeiten auszuweichen, nicht aber die Lebenstechnik beherrscht, die nötig wäre, um Probleme aktiv zu lösen. Wenn das Kind diese aktive Lebenstechnik nicht noch rechtzeitig lernt, fängt sehr bald das Schulversagen an; denn dann werden bestimmte Leistungen, bestimmte Anstrengungen nicht vollbracht. Im ungünstigsten Falle hat man während der Schulzeit zwar manches gelernt, nur nicht sich anzustrengen. Man hat aber gelernt, um die Hindernisse herumzugehen. Und wenn es ganz schlimm kommt, wenn man 14, 15 oder 16 Jahre alt ist, dann droht man mit Selbstmord und sucht auf diese Weise die Lebensprobleme zu lösen. Noch immer ist kein Haschisch genommen, aber man hat bereits ein Ausweichverhalten gelernt.

Ich will an diesen vom Rauschmittel her unverdächtigen Beispielen deutlich machen, daß Lebenstechniken, Formen also, in denen man

die Probleme seines eigenen Lebens bewältigt, gelernt werden müssen, und daß man sie so, so oder so lernen kann.

Wenden wir uns nun wieder dem Rauschmittelproblem zu. Wer sich dieses Zauberlehrlings Rauschmittel bedient, um mit dessen Hilfe persönliche Probleme zu bewältigen, beginnt auch einen Lernprozeß. Er wird zunächst als positiv erleben, wie angenehm unter Umständen die Wirkung des Rauschmittels sein kann. Alles, was zu angenehmen Folgen führt, wird sehr intensiv gelernt. Aus diesem Grunde wird z. B. in unseren Schulen die Rechtschreibung so schlecht gelernt, weil Rechtschreiblernübungen nicht zu solchen angenehmen Erlebnissen führen. Aber andere Dinge, die sofort und unmittelbar zu angenehmen Erlebnissen führen, werden rasch gelernt. Das ist ein Lerngesetz, das Skinner in Amerika entdeckt hat. Es besagt, daß alles, was mit angenehmem Ergebnis geschieht, auf Wiederholung drängt. Rauschmittel führen zu angenehmen Erlebnissen. Es ist deshalb lerntheoretisch geradezu zwangsläufig, daß sich die Tendenz zum Rauschmittelgenuß ständig steigert und daß als weitere Folge die damit gegebenen passiven Lebenstechniken regelrecht gelernt werden. Je öfter man Rauschmittel nimmt, um so intensiver setzt sich die Tendenz durch, Lebensprobleme über den passiven Weg zu lösen oder durch andere lösen zu lassen. Rauschmittelabhängige junge Leute kommen dann sehr häufig als Folge dieser Entwicklung in weitere anormale Situationen. In der Regel verlieren sie immer mehr die Lust zum Arbeiten. Sie setzen ihre Eltern unter einen meist sehr brutalen Druck und verlangen von ihnen in zunehmendem Maße Geld für die Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse. Sie weigern sich, eine Lehre durchzustehen; sie weigern sich auch, die Strapazen eines Studiums auf sich zu nehmen oder sonstwie zu arbeiten. Mit geradezu provozierender Selbstverständlichkeit verlangen sie von ihren Eltern einen bestimmten Monatswechsel, der es ihnen möglich macht, so zu leben, wie sie es möchten. Das führt gelegentlich zu absurden Auswüchsen. Ich mußte kürzlich für eine Frau handeln, die völlig zusammengebrochen war, weil ihr Sohn schon seit längerer Zeit Rauschmittelabhängiger war. Er war in die Türkei gegangen und hatte dort sagenhaft viel Schulden gemacht. Eines Tages schrieb er seiner Mutter einen Brief und verlangte, sie solle sofort DM 5 000,– schicken, sonst geschähe etwas ganz Schlimmes. Bisher hatte sie schon einige tausend Mark bezahlt, immer wieder in der Hoffnung, den jungen Mann vielleicht doch noch zur Besinnung zu bringen. Sie hat nicht bedacht, daß sie mit jedem Geldschein einen Lernprozeß in Gang brachte, durch den ihr Sohn lernte, mit Hilfe der mütterlichen Unterstützung mit seinem Leben zurecht zu kommen.

Lassen Sie mich eine Zwischenbilanz ziehen: Der Rauschmittelgenuß baut ganz systematisch die aktiven Lebenstechniken ab und verstärkt die passiven. Solche Menschen werden immer unfähiger, mit ihren Problemen fertig zu werden. Ihnen fehlen die dafür notwendigen Lebenstechniken. Aus diesem Grund erhöht sich die Anfälligkeit gegenüber dem Rauschmittel. Außerdem entsteht auch das Be-

dürfnis nach stärkeren Mitteln. Diese Menschen gehen dann vom Haschisch weiter in Richtung auf die Opiate und sind dann in der Regel verloren. Aber auch für den, der nur beim Haschisch bleibt, sind die psychischen Folgen sehr groß. Es kommt zu einem persönlichen Niveauverlust, den die Wissenschaftler die sogenannte Depravation nennen. Damit meint man den Umbau des Charakter- und Leistungsprofils eines Menschen durch den eben beschriebenen Lernprozeß. Diese Menschen sind gekennzeichnet durch ein Übermaß an Trägheit und Interessenlosigkeit. Sie vernachlässigen die eigene Person, haben eine ausgesprochen lustorientierte Einstellung, und es kommt zu einem Abbau jeglicher Anstrengungsbereitschaft. Sie haben eine Einstellung, in der die soziale Beziehung kaum noch eine Rolle spielt, d. h. sie ziehen sich in einen isolierten Raum zurück, in dem bestenfalls die Gruppe, mit der man gemeinsam Rauschmittel genießt, eine Rolle spielt, in der aber die Gesellschaft als solche bedeutungslos wird. Die Bereitschaft, Ersatzbefriedigungen zu gebrauchen, wird eindeutig verstärkt. Der Haschischgenießer zieht sich von der Realität zurück, ist mit seiner Eigenwelt zufrieden und gliedert sich praktisch aus der Gesellschaft aus. In zunehmendem Maße wird er für die produktive Bewältigung seines Lebens untauglich.

Es ist interessant, daß dieses Problem nicht diskutiert werden kann, ohne daß man den Zusammenhang sieht, der zwischen dem Verhalten des einzelnen und der jeweiligen Gesellschaft besteht. Im Vorderen Orient ist der Haschischgenuß gesellschaftlich kein Problem, und zwar deshalb nicht, weil dort vom Selbstverständnis dieser Menschen her nicht unbedingt erwartet wird, daß man produktiv ist. Dort wird man in einer Gesellschaft groß, in der eine gewisse Unproduktivität gesellschaftspolitisch völlig legal ist und gar nicht zu Problemen führt. An dieser Stelle höre ich schon bestimmte Gegenargumente. Man sagt nämlich, das müsse hier bei uns auch möglich sein. Die Gesellschaft müsse bei uns so verändert werden, daß ein passives Leben möglich wird. Nur – diejenigen, die so denken, müßten zugleich auch mit dem Abbau aller Technologie einverstanden sein; denn die technologischen Systeme sind nur mit einer bestimmten Grundbereitschaft der einzelnen zum aktiven Engagement aufrechtzuerhalten. Bestünde diese Bereitschaft nicht mehr, müßte man ohne die Hilfe der Technologie leben. In der Tat gibt es junge Leute, die die künftige Gesellschaft – mitunter recht formelhaft zwar – als eine Gesellschaft ohne Apparaturen, ohne Technologie wünschen.

Ich will das bisher Gesagte in folgender Weise zusammenfassen: Das Rauschmittel, und ich meine vor allem Haschisch, ist also nicht primär ein Problem in bezug auf mögliche körperliche Schäden, es ist vor allem ein psychisches Problem. Der Haschischgenuß führt zu einem Umbau der Lebenstechnik, und zwar mit dem Ergebnis, daß die Passivität dominant wird und daß sich die Produktivität allmählich abbaut. Damit ist der Mensch zunehmend genötigt, ein passives Leben zu führen, und wird unfähig, aktiv und produktiv zu sein. Dieses Ergebnis des Haschischgenusses ist gewissermaßen psycho – logisch. Es ist in sich

zwingend und kann durch niemanden, der abhängig geworden ist, aufgehoben werden. Jeder Rauschgiftabhängige gerät, gleichgültig von welchem personalen Format er zuvor war, in irgendeiner Form unter die Gesetzmäßigkeit dieses Prozesses. Er muß sich deshalb von vornherein darüber im klaren sein, wenn er sich aus Überzeugung zum Rauschmittelgebrauch entscheidet, daß sich in ihm dieser Lernprozeß abspielen wird. Alle anderen Argumentationen verniedlichen das Problem nur und machen es dem jungen Menschen schwer, in realistischer Weise sein Verhältnis zum Rauschmittel zu bestimmen.

Was kann für einen Menschen getan werden, der rauschmittelabhängig geworden ist? Ich will mich zunächst mit denen beschäftigen, die unter ihrer eigenen Situation leiden. Ich muß mich sowohl per Dienststelle als auch privat in zunehmendem Maße mit solchen jungen Menschen beschäftigen, die an sich diese psychischen Lähmungserscheinungen, dieses „verheerende Unproduktive", wie sie es dann nennen, erlebt haben, darunter leiden und nun die Frage stellen: Wie kann ich diesen Zustand überwinden? In diesen Fällen kann und muß man von dem persönlichen Unbehagen dieses Menschen ausgehen und sollte die Frage als Bitte um eine Hilfe verstehen. Man sollte sie nicht mit dem erhobenen Zeigefinger und auch nicht mit moralischer Entrüstung beantworten. Man sollte sich deutlich machen, daß das, was er getan hat, viele Menschen vor ihm auch schon getan haben. Es gibt auch ohne Rauschmittel Menschen, die diese Unproduktivität durch eine verwöhnende Erziehung gelernt haben und davon nicht mehr loskommen. Sie bevölkern jetzt – das sei nebenbei bemerkt – die Sprechzimmer der Psychotherapeuten. Sie kommen auch nicht mit dem Leben zurecht. Bei dem Bemühen, dem Rauschmittelabhängigen zu helfen, sollte man als erstes den Versuch machen, die Rauschmittelsituation im Zusammenhang mit der persönlichen Situation zu sehen. Dabei muß ich in vielen Fällen geradezu Schockierendes hören. Oft habe ich Menschen vor mir gehabt, die mitunter außerordentlich schwere Probleme zu verkraften hatten. Sie mußten es in der Regel ohne die Hilfe durch Erwachsene tun. Es waren Probleme, die sehr oft durch eine etwas merkwürdige Reaktion der Erwachsenen entstanden waren. Dazu kamen dann noch die durch das Rauschmittel entstandenen Probleme. Es ist nicht leicht, den Zusammenhang mit der persönlichen Situation herzustellen. Dazu muß man sich sehr viel Zeit nehmen. Der junge Mensch muß spüren können, daß man ihm helfen will. Nur dann wird er sich öffnen und von seinen persönlichen Problemen sprechen.

Ich bin jetzt einmal Gast in einer Schülerkommune gewesen. Das war eine Gruppe von Schülern, die die Schule verlassen hat. Diese jungen Menschen leisteten pro Tag ein Arbeitspensum, das durchaus nicht im Sinne einer libidinösen Lebensorientierung, sondern im Gegenteil sehr strapaziös war. In dieser Gruppe waren schon einige körperlich zusammengebrochen, aber nicht durch Rauschmittel, sondern sie haben einfach zu viel gearbeitet. Diese Kommune hat sich zum Ziel gesetzt, die Konzeption zu entwickeln, die später Grundlage ihres

aktiven Handelns in der Gesellschaft sein soll. Sie nehmen das sehr ernst. Ich war von dem Ernst dieser Leute fasziniert. Sie hatten auch das Rauschmittelproblem in ihren Reihen, und sie haben mit mir gemeinsam überlegt, wie man helfen könnte. Die davon Betroffenen wollten sich auch helfen lassen; denn diese jungen Leute litten unter dem Abbau ihrer psychischen Kräfte und erlebten, daß sie für ihre Kommune zunehmend uninteressant, weil unproduktiv wurden. Wir haben gemeinsam, gewissermaßen in Kommune, über die persönlichen Probleme dieser Menschen gesprochen und haben dann versucht, die persönliche Situation aufzuarbeiten. In zwei von drei Fällen ist es uns gelungen, diese jungen Menschen wieder zu einer kontrollierten Haltung dem Rauschmittel gegenüber zu bringen. Darum geht es ja letztlich: die kontrollierte Haltung stets zu behalten. Weiter war es notwendig, den Zusammenhang des Rauschmittelproblems mit dem gesellschaftspolitischen Artikulationssystem herzustellen, gewissermaßen die ideologischen Elemente zu verdeutlichen, die in irgendeiner Form das Selbstverständnis der jungen Menschen bestimmen. Es ist wichtig, die Zusammenhänge aufzudecken. Es ist immer wieder interessant zu erleben, wie junge Menschen selbst merken, daß auch sie in irgendeiner Weise nicht nur Manipulierende, sondern durch solche vorgegebenen Artikulationssysteme selbst auch Manipulierte sind. Das ist das Schicksal von uns allen. Zu allen Zeiten ist es so gewesen, und es wird auch in Zukunft so sein.

Sehr viel schwieriger ist es, wenn Sie einem Menschen helfen wollen, der sich als ideologischer Rauschgiftverwender versteht, also an seinem Zustand nicht leidet. Für ihn gehört es zum Lebensprinzip, dieses Mittel zu verwenden. Deshalb nützt es nicht viel, die Beziehungen zu seiner persönlichen Situation herzustellen. Diese Menschen tun vor sich und anderen so, als ob sie starke, markante, in sich ruhende Persönlichkeiten wären. Daß ihnen gelegentlich die Hände schweißig werden, ist nur eine etwas peinliche Randerscheinung dieser so „starken" Persönlichkeiten. Sie verwenden ihre ideologische Orientierung wie einen Schutzschild. Mit denen kann man nichts anderes tun, als sich auf die Ebene ihrer Ideologie zu begeben und auf dieser Ebene mit ihnen zu diskutieren. Hier muß ich allerdings bekennen, daß die Diskussionen mit diesen jungen Menschen immer äußerst interessant und lehrreich sind. Ich bin für viele dieser Gespräche persönlich sehr dankbar. Man wird in diesen Gesprächen an recht interessante Probleme herangeführt, und man findet in der Regel von einer bestimmten Stelle ab den jungen Gesprächspartner bereit, das Problemhafte seiner Orientierung auch zu erkennen und von sich aus in Frage zu stellen. Manche Gespräche, die zunächst wie Hund- und Katzgespräche begannen, wurden dann für mich und den jungen Menschen zu ausgesprochen interessanten und erwünschten Gesprächen. Ich kann optimistisch feststellen, daß dann, wenn man sich mit Redlichkeit und innerer Ehrlichkeit, ohne erhobenen Zeigefinger und mit der Bereitschaft zum Gespräch diesem Problem stellt, der allergrößte Teil der jungen Menschen zunächst zum intensiven Nachdenken und dann

auch zu einer besseren Kontrolle sich selbst gegenüber zu bringen ist.

Hoffnungslos ist die Situation dann, wenn es sich um junge Menschen handelt, die seit frühester Kindheit verwöhnend erzogen wurden und damit praktisch lebensuntüchtig sind. Wenn ein solcher durch die Erziehung völlig lebensuntüchtig gemachter junger Mensch dann an das Rauschmittel gerät – nebenbei auch an den Alkohol – dann ist er in der Regel hoffnungslos auf der schiefen Bahn. Ihn dann im Alter von 16/17 Jahren noch vor dem Abrutschen zu bewahren, halte ich im konkreten Einzelfall für fast unmöglich. Die Zustände, die man dann sieht, sind nicht primär Wirkungen des Rauschmittels, sondern die Folge einer total verfehlten Erziehung. Die Situation dieser Menschen ist deshalb so aufregend, weil man an ihnen sieht, was aus einem Menschen werden kann, der für das Leben nicht tauglich erzogen worden ist.

Das Rauschmittelproblem wird man nicht durch Repressalien lösen können. Man muß miteinander sprechen, eindeutig in der Sache und – wenn nötig – auch mit harten ideologischen Bandagen, aber immer mit Achtung voreinander.

Ich finde, das ist jederzeit möglich. Jugendliche, die Kontakt zum Rauschgift gefunden haben, sind in der Regel intellektuell differenziert. (Die anderen landen mehr beim Alkohol). Offensichtlich gehört zum Rauschmittelgenuß eine intellektuell vorbereitete Erwartungshaltung. Ohne diese Erwartungshaltung würde sich – so ist zu vermuten – der Rausch als ein letztlich diffuses Erlebnis darstellen, zu dem der Mensch kein Verhältnis findet. Deshalb wohl ist das Rauschmittelproblem vorwiegend ein Problem innerhalb der Gymnasien und Realschulen.

Die Kommune, von der ich schon erzählte, hat mit mir grundsätzlich über die Frage gesprochen, was gegenüber dem Rauschmittelproblem zu tun sei. Ich sollte Ihnen mitteilen, was mir da gesagt worden ist. Man meinte, den jungen Leuten, die Rauschmittel verwenden, sollte eine echte Alternative angeboten werden. Man hat mir aber auch schonungslos gesagt: „Diese Alternative können Sie in Ihrer Gesellschaft ja nicht anbieten. Wir in unserer Kommune, wir haben die Chance, wir bieten unseren Mitgliedern die echte Alternative an, die da heißt, engagiere dich und zwar produktiv für die Zukunft und damit für eine neue Gesellschaft." Das ist in der Tat – so meine ich – eine Alternative. Ich bin allerdings nicht ganz so pessimistisch wie die jungen Leute. Ich meine, wir haben auch in dieser unserer Zeit und in dieser unserer Situation eine ganze Reihe von sehr positiven Alternativen, die natürlich im Einzelfall sehr verschieden sein können. Globale Aussagen helfen in dieser Beziehung nicht sonderlich weiter. Man muß sich den einzelnen ansehen, man muß versuchen, aus seiner Artung heraus echte Alternativen zu entwickeln, die wirklich weiterführen. Es ist keine Alternative, wenn man – wie es in Verbindung mit Rauschgiftgenuß oft geschieht – die Freiheit des jungen Menschen noch mehr einschränkt als bisher, etwa mit der Begründung, damit „nichts wieder passiert". Eine echte Alternative kann nur dann gege-

ben sein, wenn der Raum für die Entwicklung wirklich echter eigener Produktivität zur Verfügung gestellt wird. Nicht alles, was aus der Sicht der Erwachsenen für schlimm angesehen wird, ist tatsächlich schlimm. Die Erwachsenen sollten etwas aufgeschlossener für moderne Aktivitäten und Produktivitäten der jungen Menschen sein. Dann könnten wir auch in unserer Gesellschaft echte Alternativen finden.

Sollte man mit dem einen oder anderen jungen Menschen durch diese Probleme hindurchgekommen sein, wie ich das in einigen Fällen schon erlebt habe, sollte also die Rauschmittelabhängigkeit nur eine Episode geblieben sein, dann allerdings wäre das eine ausgesprochen positive Episode gewesen. Die persönliche Situation wäre aufgehellt worden, auch manche sozialen Probleme – im Einzelfall familiäre Probleme – wären geklärt worden. Letzten Endes hätte dann der junge Mensch für seine künftige Lebensführung eine zwar harte, aber um so gründlicher erkaufte, neue, praktikable Lebensorientierung gewonnen.

Wir müssen in unserer Zeit damit rechnen, daß in der Randzone jener Dimension, die wir Freiheit nennen und die wir als eine wichtige Dimension unseres Lebens betrachten, zwei Dinge geschehen können: Auf der einen Seite können unter der Flagge der Pseudofreiheit Primitivitäten hervorquellen – darüber habe ich heute nicht gesprochen –, auf der anderen Seite kann sich eine sehr bunte Fülle von eigenartigen Individualitäten mit sehr unterschiedlichen Selbstverständnissen und mit sehr verschiedenartigen Lebenspraktiken entwickeln. Den Rauschmittelgenießer würde ich zu den Menschen zählen, die versuchen, irgendwie in einer neuen Form Individualist zu werden.

Wir, die wir von den psychologischen Zusammenhängen etwas verstehen, wir, die wir das Scheitern als menschliche Möglichkeit kennen, wir müssen uns zum Dialog zur Verfügung stellen. Wir müssen reden, und wir müssen miteinander reden; wir dürfen nicht aufeinander schimpfen und mit Scheinargumenten uns Sand in die Augen streuen.

Das, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist es, was ich aus meiner Sicht anmerken möchte. Ich möchte aber noch betonen, daß das Problem unwahrscheinlich vielschichtig ist. Es ist unmöglich, im Rahmen eines Vortrages alles zu sagen. Das, was ich gesagt habe, ist hoffentlich diskussionswürdig und hat möglicherweise auch ein wenig geholfen, das Problem, in dem wir alle miteinander stehen, und zwar die Erwachsenen und unsere jungen Leute, in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Ich hoffe, daß ich das Verständnis für das Problem ein wenig vergrößern konnte. Ich bedanke mich – und nun sollten wir miteinander diskutieren.

Dr. Horst Gloy *
Direktor des Katechetischen Amtes Hamburg

Ort und Funktion des Religionsunterrichts in einer modernen Schule

I. Zur Situation

Der Versuch, die gegenwärtige Krise des RU zu überwinden, kann nur auf der Basis einer gründlichen Situationsanalyse und -bewertung gelingen; sie muß die vier wesentlichen Bezugsfelder erfassen, in denen der RU zu sehen ist:

1) Die rechtliche Situation

Die rechtliche Situation ist durch die Grundgesetzartikel 4 und 7,3 bestimmt:

a) GG 7,3 macht der öffentlichen Schule einen Religionsunterricht zur Auflage, der „unbeschadet des staatlichen Aufsichtsrechts . . . in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften erteilt" wird. Nach herrschender kirchlicher Auslegung und geltender Rechtsauffassung legitimiert und erfordert diese Formulierung einen kirchlich-konfessionell, dogmatisch-normativ gebundenen schulischen RU.

These: Da einerseits die unterrichtliche Wirklichkeit dieser Forderung vielfach nicht mehr entspricht, andererseits zwingende pädagogische Gründe (s. u.) für die Durchbrechung dieser Forderung sprechen, ist mindestens eine Neuinterpretation von GG 7,3 dringend geboten. Die Kirche sollte in dieser Frage von sich aus die Dinge so schnell wie möglich vorantreiben.

b) Die „Ordentlichkeit" eines kirchlich-konfessionell, dogmatisch-normativ gebundenen RU unterliegt selbstverständlich der Einschränkung durch den Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit (GG 4).

These: Der Versuch, für einen von kirchlich-konfessioneller, dogmatisch-normativer Bindung gelösten RU die volle Ordentlichkeit durchzusetzen, erscheint problematisch und ist vielleicht auch gar nicht wünschenswert.

Das Problem der Abmeldungen sollte primär als ein pädagogisches Problem verstanden werden, auf das schulorganisatorische, die Entscheidungsfreiheit der Schüler berücksichtigende und in der Sache überzeugende Antworten gefunden werden müssen.

* Gespräch mit Eltern, Lehrern und Schülern anläßlich eines erweiterten Elternabends der Kl. 10 a.

Die wesentlichen Gedanken des Gesprächs sind in Thesen zusammengefaßt und dem Christianeum zum Abdruck zur Verfügung gestellt worden.

2) Die gesellschaftliche Situation

Der RU in der öffentlichen Schule steht im Spannungsfeld gesellschaftlich-politischer Realitäten, Vorgänge und Spannungen:

a) der RU ist in Frage gestellt durch die Schulwirklichkeit, d. h. z. B. durch folgende Tatsachen: den Mangel an Lehrern, eine ungenügende Lehreraus- und fortbildung, die Isoliertheit des RU von den anderen Fächern, überholtes Unterrichtsmaterial, den Protest der Schüler (s. u.).

b) Der RU wird in Frage gestellt durch Veränderungen im gesamten gesellschaftlichen und geistigen „Klima". Die Bestimmungen des GG 7,3 werden zunehmend als eine Privilegierung einer Weltanschauungsgruppe in der öffentlichen Schule verstanden; gesellschaftspolitische und verfassungsrechtliche Argumente werden gegen diese Bestimmungen geltend gemacht.

c) Der RU wird neuerdings wieder stärker durch weltanschaulich-ideologische Argumente einer totalen Religionskritik angegriffen.

These: Die gesellschaftspolitische und verfassungsrechtliche Argumentation gegen die Stellung des RU in der öffentlichen Schule berührt, weit über den RU hinaus, die Frage nach Stellung und Funktion der Kirche in einer demokratischen, säkularisierten Gesellschaft.

Der RU wird sich in der Schule nur behaupten können, wenn die Kirche dem Abbau ihrer Privilegien auch in diesem Bereich zustimmt, auf die personale und dialogische Repräsentanz des Christlichen in der Schule durch Lehrer und Schüler vertraut und sich radikaler als bisher in einem „Dienstleistungsverhältnis" zur Schule begreift. Nur dann werden die Kirchen immer wieder die Frage nach der „Freiheit" des schulischen RU stellen dürfen und können. Ihr Engagement für den RU wird allerdings nur in dem Maße glaubhaft sein, als es zugleich ein Engagement für die Schule insgesamt und ihre Fortentwicklung ist.

3) Die pädagogische Situation

Die pädagogische Situation des RU ist im wesentlichen durch drei Faktoren gekennzeichnet. a) durch das Erbe der Evangelischen Unterweisung, b) durch ein gewandeltes Wirklichkeitsbewußtsein und durch eine veränderte Einstellung der Schülerschaft, c) durch grundlegende Aspekte und Tendenzen der Schulreform,

a) Das Erbe der Evangelischen Unterweisung

Eine pädagogische Analyse der Ev. U. bzw. des kirchlich gebundenen RU könnte zeigen, daß der kirchlich gebundene RU mit seinen Ausgangspunkten wie mit seiner Zielsetzung von geschichtlichen und hermeneutischen Voraussetzungen ausgeht, die heute mehr und mehr verloren gegangen sind. – Die Lehrpläne verfolgen weithin das Ziel einer wissensmäßig und emotional gesteuerten Eingliederung des junden Menschen in die Gemeinde. An den sprachlichen und methodischen Mitteln wird deutlich, daß dabei der junge Mensch im Grunde bereits als „Christ" vorausgesetzt wird.

b) Das gewandelte Bewußtsein und Verhalten der Schüler

Die Austrittsbewegung aus dem RU muß auch als Ausdruck eines lange angebahnten und zunehmenden Wirklichkeitsverlustes im RU

verstanden werden. – Die Volkskirchlichkeit unserer Schüler hat vielfach jede pädagogisch-hermeneutische Qualität verloren; wir stoßen teilweise auf eine kaum mehr zu überwindende Bibelmüdigkeit und auf ein totales Desinteresse am RU.

Das Stichwort der „Säkularisierung" kann einen leitenden Gesichtspunkt für die Interpretation dieser Beobachtungen hergeben; das Problem von Säkularisierung und religiöser Ansprechbarkeit (bzw. Unansprechbarkeit) ist zu einer der Grundfragen des RU geworden.

Neue Chancen für den RU würden sich ergeben, wenn es gelingt, im Frage- und Verstehenshorizont der Schüler deren eigene Lebenswirklichkeit zu thematisieren und unter anthropologischen, ethischen und theologischen Aspekten zu durchdenken.

Dort, wo die Schüler ihren Protest gegen den bisherigen RU zugleich mit dem Votum für einen neuen RU verbinden, tauchen stets zwei Forderungen auf:

– der RU solle sich den Grundfragen unserer eigenen personalen, sozialen, gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit zuwenden;

– die Auseinandersetzung mit diesen Fragen müsse kontroversen Charakter tragen. Der christliche Glaube dürfe nicht als alleiniger, sondern müsse als ein Deutungs- und Entscheidungshorizont unter anderen und im Streit mit ihnen eingebracht werden.

These: Insofern sich im Wandel des Verhaltens und der Einstellung der Schüler zum RU ein grundlegender Wandel unseres Wirklichkeits- und Wahrheitsbewußtseins meldet, ist die Krise des gegenwärtigen RU nicht nur eine Krise des schlechten biblischen Unterrichts, sondern des biblischen Unterrichts überhaupt.

c) Grundlegende Aspekte der Schulreform

In der Diskussion um die Schulreform haben sich einige leitende Gesichtspunkte herausgeschält, die zumindest für die geisteswissenschaftlich akzentuierten Fächer einen Maßstab ihrer Schulgemäßheit abgeben. – Im Zuge des Wandels von einer traditionsbestimmten und bildungsorientierten Schule zu einer gesellschafts- und problembezogenen, politischen Schule geht es um drei entscheidende Aspekte:

– um den thematischen Aspekt: Die Schule kann sich ihre Themen und Stoffe nicht mehr einfach durch die Tradition vorgeben lassen, sondern muß im Rahmen eines curricularen Ansatzes versuchen, ihre Lehrplanentscheidungen ganz neu zu treffen. In den Oberstufen wird man in Zukunft (aber nicht nur dort) großenteils thematisch bzw. problemorientiert verfahren müssen.

– um den normativen Aspekt: Im Zuge thematischer, problemorientierter Verfahren wird man immer wieder darauf stoßen, daß die behandelten Fragen sowohl hinsichtlich ihrer Lösung als auch hinsichtlich ihrer Bewertung und Begründung umstritten sind. Aufgabe einer „Schule für alle" kann es nicht sein, ein normatives Lösungsschema zu vermitteln, sondern ein Problembewußtsein sowie ein kommunikatives und kooperatives Problemlösungsverhalten zu fördern.

– um den strukturellen Aspekt: Problemorientiertes Vorgehen wird vielfach, in den Oberklassen sogar mehr oder weniger durch-

gehend, die traditionellen Fächergrenzen sprengen und zu anderen Formen der Unterrichtsorganisation führen.

These: Nimmt man die beschriebene thematische, normative und strukturelle Öffnung des schulischen Unterrichts ernst, dann erscheint es angebracht, bei den Überlegungen zur Neugestaltung des RU weniger von einem isolierten Fach auszugehen als vielmehr nach dem möglichen Beitrag der im bisherigen Fach verkörperten Sache im Rahmen der Gesamtaufgabe der Schule zu fragen und deshalb zunächst von einem „Curriculum-Element Religion" zu reden.

4) Die theologische Situation

Der RU steht im Spannungsfeld der gegenwärtigen theologischen Auseinandersetzungen und Neuorientierungen: Das theologische Denken der Gegenwart wird zunehmend geprägt durch die Entdeckung der theologischen Relevanz sozialer, gesellschaftlicher und politischer Strukturen, Verhältnisse und Entwicklungen. Die theologischen Systeme verlieren an Bedeutung; an ihre Stelle tritt das Bemühen um die theologische Analyse der vorfindlichen Wirklichkeit. In der neutestamentlichen Wissenschaft beginnt man die Konzentration auf die historisch-kritische Exegese als eine Engführung zu begreifen; z. B. gewinnt die Wirkungs- und Auslegungsgeschichte der Texte neu an Bedeutung.

These: In einer solchen theologischen Situation wäre es verhängnisvoll, den RU erneut als einen weitgehend biblischen, jetzt freilich stärker der historisch-kritischen Exegese verpflichteten RU zu konzipieren. Die Gefahr des Auseinanderklaffens zwischen religionspädagogischer Theorie und Praxis einerseits und theologischem Denken andererseits würde damit an einer anderen Stelle erneut aufbrechen. Ausmaß, Ort und Funktion biblischen Unterrichts können nur im Rahmen eines curricularen Ansatzes (s. u.) neu bestimmt werden.

II. Zur Konzeption und Begründung des RU

1) Die Analyse und Bewertung der rechtlichen, gesellschaftlichen, pädagogischen und theologischen Situation macht einige übereinstimmende Tendenzen sichtbar: Es erscheint geboten, den RU aus seiner kirchlichen Bindung herauszulösen, ihn thematisch und stofflich zur Wirklichkeit des Schülers und seiner Welt hin zu öffnen und ihn in neue schulorganisatorische und lernökonomische Lösungen zu integrieren. In diesem Sinn kann gesagt werden, daß der RU von einem bekenntnisgebundenen und bibelzentrierten zu einem problemorientierten RU fortentwickelt werden muß.

2) Ein solcher RU ist nur mit Hilfe des curricularen Denkmodells zu entwickeln, d. h.

– im Rahmen eines Kanons der allgemeinen Lernziele der politischen Schule müssen die Lernziele des problemorientierten RU neu festgesetzt werden;

– auch die Entscheidungen über die Themen, Stoffe und Methoden müssen im Überschneidungsbereich aller drei Lehrplandeterminanten

(Ausgangslage und Perspektiven des Kindes bzw. Jugendlichen = Lernbedürfnisse – Ausgangslage und Perspektiven der Gesellschaft = Lernerfordernisse – Ausgangslage und Perspektiven der Kultur (Überlieferung) und der Wissenschaften) gesucht werden und dürfen nicht, wie bisher, nahezu ausschließlich aus dem Bereich der christlichen Überlieferung abgeleitet werden.

3) Die Schule der demokratischen Gesellschaft kann sich gerade angesichts der heutigen personalen, sozialen, gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen nicht auf die Vermittlung des „technischen" Wissens und Könnens beschränken, das zum Leben in der heutigen Gesellschaft unumgänglich ist. Die Schule muß den jungen Menschen vielmehr zugleich zu human verantworteter Reflexion und Kritik der Gegenwart und Zukunft befähigen. Denn die Veränderungen und Entscheidungen in unseren persönlichen und sozialen Lebensvollzügen, die gesellschaftlichen und politischen Realitäten und Entwicklungen, die Ergebnisse und Projekte in Forschung und Technik sind nicht wertfrei, sondern stellen uns immer dringender vor die Frage, wer wir sind bzw. sein wollen, was wir für menschenwürdig und darum erstrebenswert halten.

Aufgabe der Schule ist deshalb die Einführung und Einübung in ein geordnetes Nachdenken über die Grundlagen, Voraussetzungen, Bedingungen und Ziele humaner Existenz in der heutigen Zeit; die Schule muß sich realisieren als Stätte humaner Selbstdefinition angesichts der wachsenden Möglichkeiten und Herausforderungen in allen Lebensbereichen.

4) Die Mitwirkung eines „Curriculum-Elements Religion" im Rahmen der schulischen Gesamtaufgabe der „Humanorientierung" ist solange sinnvoll, als die Überzeugung herrscht, daß die im Curriculum-Element Religion gemeinte Sache einen unverzichtbaren Aspekt im Prozeß menschlicher Selbstdefinition darstellt. Für diese Überzeugung lassen sich mehrere Begründungszusammenhänge anführen, aus denen sich zugleich Teilziele des RU ableiten lassen. Zu nennen ist:

a) der anthropologische Begründungszusammenhang:

Wissenschaftlicher Aspekt: Die Argumentation geht von der Hypothese aus, daß mit dem Begriff „Religion" auf eine Dimension menschlicher Existenz hingewiesen wird, die in allen Lebensvollzügen wirksam ist. In allem Wollen, Denken und Verhalten des Menschen, in allen Manifestationen geschichtlicher Existenz sind immer auch Erfahrungen „dessen, was uns unbedingt angeht" wirksam. Es gehört deshalb zum Wesen des Menschen, ausdrücklich oder unausdrücklich nach letzter Gültigkeit, nach „dem Grund, der Bestimmung und der Gewißheit des Lebens" zu fragen. Er kann den Sinn seiner Existenz – zumal in Grenzsituationen – nicht einfach setzen, sondern muß nach ihm suchen. Er kann ihn finden oder verfehlen; jede Antwort enthält das Element glaubensbestimmter Überzeugung.

Empirischer Aspekt: Die Hypothese, daß in unseren Lebensvollzügen immer auch Glaubensüberzeugungen und -entscheidungen wirksam sind, wird durch die alltägliche Wirklichkeit unterstützt. Der

Mensch scheint, einzeln wie kollektiv, immer auch durch Formen des Glaubens, Unglaubens, Aberglaubens etc. bestimmt zu sein. Z. B. lassen sich Formen gläubigen Verhaltens in zahlreichen Vorgängen des privaten wie politischen Lebens wiederentdecken.

Erkennt man diese Überlegungen als einen Begründungszusammenhang für das Curriculum-Element Religion an, so ergibt sich im Rahmen der Gesamtaufgabe der Humanorientierung folgendes Teilziel: dem jungen Menschen ein geordnetes Nachdenken über existentielle Grundfragen und über die Bedeutung von Glaubenseinstellungen und -entscheidungen zu ermöglichen. Das bedeutet:

– im Blick auf ihn selbst: ihn zu einer rationalen Auseinandersetzung mit seiner eigenen Irrationalität zu befähigen;

– im Blick auf den anderen: ihn immer wieder der Frage nach dem Nächsten (seiner Bedeutung für mich und meiner Herausforderung durch ihn) auszusetzen;

– im Blick auf die Umwelt: ihn zu einer Analyse und Kritik seiner Umwelt zu befähigen, die die „religiösen" Motive und Aspekte nicht übersieht und deren Bedeutung nicht verkennt.

b) Der gesellschaftlich-politische Begründungszusammenhang

Der informatorische Aspekt: Glaube, Kirche und Religion sind nicht nur für das Individuum von Bedeutung, sondern haben heute in allen Teilen der Welt zugleich soziale, gesellschaftliche und politische Relevanz. – Eine Information, die zum Verständnis eigener und fremder geistiger, sozialer, politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse befähigen will, kann auf den Aspekt „Religion" nicht verzichten.

Der ideologiekritische Aspekt: Glaube, Kirche und Religion sind in überkommenen Strukturen und Einstellungen, in den Reaktionen von Völkern und Gruppen, in den Überzeugungen und im Kalkül der politisch Handelnden wirksam. In diesen Zusammenhängen üben sie häufig eine anti-emanzipatorische Funktion aus.

Der sozial- und systemethische Aspekt: Unser ethisches Bewußtsein befindet sich in einem tiefgreifenden Wandel. Dessen wichtigstes Merkmal kommt in der Einsicht zum Ausdruck, daß unsere humane Verantwortung sich nicht allein auf den Bereich des persönlichen Lebens beschränkt, sondern alle Bereiche unserer gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit umgreift. Ob und wie wir den Herausforderungen unserer Zeit begegnen, hängt auch davon ab, wie wir diese neu entdeckte Verantwortung verstehen, begründen und motivieren. Hierzu leistet die christliche Theologie im Gespräch mit anderen Auffassungen (z. B. dem Neomarxismus) gegenwärtig einen nicht zu übergehenden Beitrag.

Anerkennt man für das Curriculum-Element diesen gesellschaftlich-politischen Begründungszusammenhang, dann ergibt sich folgendes Teilziel: Vom „Curriculum-Element Religion" ist ein Beitrag zu leisten zu der Aufgabe, dem jungen Menschen ein gesellschaftsbezogenes Verstehen, Denken und Handeln zu ermöglichen, das auch die Funktion von Glaube, Kirche und Religion nüchtern erkennt und sich immer neu durch die Rückfrage nach dem humanen Sinn unserer

sozialen, gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit beunruhigen und herausfordern läßt. Das bedeutet:

– den jungen Menschen über die geistig-religiösen Aspekte sozialer, politischer und gesellschaftlicher Problemzusammenhänge zu informieren;

– ihn zur ideologiekritischen Betrachtung gerade auch dieses Aspektes zu befähigen;

– ihn zur humanen Begründung, Kontrolle und Kritik eigenen wie fremden gesellschaftlichen und politischen Engagements zu befähigen.

c) Der geschichtlich-hermeneutische Begründungszusammenhang

Der christlich-kirchliche Aspekt: Ein gründlicheres Verstehen der geistigen Situation in der Gegenwart ist nicht möglich ohne die Vergegenwärtigung wesentlicher Aspekte unserer geschichtlichen Herkunft. – Jeder Versuch humaner Selbstinterpretation angesichts heutiger Herausforderungen bewegt sich zugleich in einer Geschichte menschlicher Selbstauslegung; humane Selbstdefinition ist weder unter Absehung von aktuellen Bezügen, noch unter Absehung von der Geschichte dieser Interpretation möglich.

Beide Aufgaben der Schule – dem jungen Menschen ein gründliches Verstehen der gegenwärtigen geistigen Situation zu ermöglichen und ihn zu humaner Selbstinterpretation angesichts heutiger und zukünftiger Herausforderungen zu befähigen – rechtfertigen und verlangen die Beschäftigung mit entscheidenden Elementen der christlichen Überlieferung als einer wesentlichen Komponente unserer geistigen Herkunft.

Der aufklärerisch-emanzipatorische Aspekt: Zu unserer geistigen Herkunft gehören von Anfang an auch andere Komponenten. Vor allem aber wäre es eine gefährliche Verengung, wenn wir nicht beachten würden, daß unsere geistige Herkunft spätestens seit der Aufklärung auch durch Anschauungen und Bewegungen geprägt worden ist, die im Widerstreit mit der christlichen Überlieferung und ihren Wirkungen stehen. Seit der Aufklärung sind Christentum und Religion nur noch umstrittene Größen und als eine Möglichkeit menschlicher Selbstvergewisserung recht begreifbar. Ein Religionsunterricht, der nicht spätestens in der Oberstufe dieser Tatsache voll Rechnung tragen und sich als Kontrovers-Unterricht begreifen würde, hätte in der „Schule für alle" keinen Platz.

Aus dem geschichtlich-hermeneutischen Begründungszusammenhang läßt sich mithin folgendes Teilziel ableiten: Im Rahmen des „Curriculum-Elements Religion" geht es um die Vergegenwärtigung jener durch das Christentum und durch den Widerstreit dagegen geprägten geschichtlichen Zusammenhänge, die zum Verständnis unserer Gegenwart und für die Aufgabe humaner Selbstdefinition unerläßlich sind.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß keiner der hier genannten Begründungszusammenhänge sich isolieren oder gar zur alleinigen Grundlage von Lehrplanentscheidungen machen läßt. Fragestellungen oder Themen, die sich aus den Begründungszusammenhängen ablei-

ten lassen, sind nicht schon allein dadurch als Lehrinhalte legitimiert, sondern müssen der kritischen Prüfung im Rahmen des curricularen Ansatzes standhalten können.

Selbstverständlich muß der Christ sich immer wieder darüber Rechenschaft zu geben versuchen, ob er das, was im RU geschieht, im Glauben verantworten kann. Das entscheidende Kriterium dafür kann jedoch weder in dem quantitativen Anteil christlicher Stoffe noch im Vorkommen kirchlich-theologischer Aussagen gefunden werden, sondern allein in der Frage, ob der Prozeß humaner Selbstinterpretation so betrieben wird, daß der christliche Glaube mit seinen Analysen, Erkenntnissen, Aussagen und Überzeugungen als ernstgenommener Gesprächspartner zum Zuge kommt.

Der Elternrat des Christianeums 1969/70

Herr Dr. Henning Baur, Hamburg 56, Gudrunstr. 56, Vorsitzender (zugleich delegiert in den Kreiselternrat), Tel. 81 31 96, Büro 36 25 21

Herr Prof. D. Dr. Hans-Rudolf Müller-Schwefe, Hamburg 52, Papenkamp 12, stellvertretender Vorsitzender, Tel. 82 75 03

Frau Marianne Luckhardt, Hamburg 52, Papenkamp 19B, Schriftführerin, Tel. 82 89 71

Herr Dr. Hans Arnsperger, Hamburg 52, Hemmingstedter Weg 145, Tel. 82 48 24

Herr Dr. Hans-Harald Bräutigam, Hamburg 52, Borchlingweg 2, Tel. 880 85 88

Frau Anne Hennig, Hamburg 52, Sohrhofskamp 14, Tel. 82 12 15

Herr Dr. Karl Heinrich Ranke, Hamburg 52, Friedensweg 2, Tel. 82 74 92

Herr Dr. Karl Eberhard Schorr, Hamburg 55, Kösterbergstraße 80, Tel. 86 53 94

Ferner als Vertreter des Lehrerkollegiums:

Herr Hans Kuckuck, Schulleiter, Hamburg 13, Jungfrauenthal 14, Tel. 48 22 21

Herr Dr. Dietrich Ansorge, Hamburg 62, Stockflethweg 153, Tel. 5 24 23 21

Herr Dr. Friedrich Sieveking, Hamburg 55, Wientapperweg 36, Tel. 87 69 68

Ersatzleute in der angegebenen Reihenfolge:

Herr Klaus Kohbrok, Hamburg 52, Ernst-August-Str. 33, Tel. 880 32 83

Herr Dr. Hubert Borgmann, Hamburg 55, Bismarckstein 1, Tel. 86 19 38

Herr Rolf Oertel, Hamburg 52, Oevelgönne 41, Tel. 880 76 83

Frau Hildegard Cramer, Hamburg 52, Ohnhorststraße 64, Tel. 82 02 76

Herr Günter Schönwälder, Hamburg 52, Wolsteinkamp 46, Tel. 82 07 49

Vom Elternrat wurden folgende Mitglieder des Schlichtungsausschusses gewählt:
Herr Dr. Hans Arnsperger
Frau Anne Hennig
Herr Rolf Oertel

Abschlußbericht des Kollektivs

Die Überschrift zu diesem Beitrag lautet: „Abschlußbericht des Kollektivs". Man möge mir verzeihen, wenn wenig zu Berichtendes über unsere Vorhaben, Erfolge und Mißerfolge zu finden sein wird. Statt dessen versuche ich darzulegen, mit welchen Vorstellungen von Schülermitverantwortung wir – die sechs Mitglieder des Kollektivs – im Gegensatz zu den Präfekten an unsere Arbeit herangetreten sind.

Nachdem die letzte Präfektur an mangelnder Resonanz aus der Schülerschaft und innerer Zerstrittenheit gescheitert war und sich kein Christianeer bereit erklärt hatte, für den Posten des Oberpräfekten zu kandidieren, konstituierte sich auf Initiative von Bernhard Gleim eine Gruppe von Schülern unter dem Namen „Kollektiv", die vom Schülerrat mit der Leitung der Schülermitverantwortung beauftragt wurde.

Mit dieser Namensgebung wollten wir nicht nur unserer Arbeitsform Ausdruck verleihen, sondern gleichzeitig ein zu vorangegangenen Präfekturen grundlegend verschiedenes Selbstverständnis dokumentieren.

Während die Präfekturen mit streng getrennten Ressorts nach einem hierarchisch aufgebauten Kabinettsprinzip arbeiteten, entschlossen wir uns, Funktionen, wie die der Getränkeversorgung, der Sport- und Kulturpflege, einzelnen, von uns unabhängigen Schülern zu überlassen, um uns dafür ganz auf die Arbeit als politische Interessenvertretung der Schüler zu konzentrieren. Für diese Tätigkeit erschien uns das Arbeiten im teamwork am sinnvollsten und effektivsten.

Die Präfekturen fungierten bislang neben ihrer Rolle als Hilfswilligen-Organisationen, denen obengenannte Versorgungsaufgaben oblagen, zugleich als Mittler zwischen Schulbehörde, Direktor und Lehrern auf der einen und den Schülern auf der anderen Seite, indem sie, wie es in der alten SMV-Verfassung des Christianeums heißt, „einig in dem Wunsch, zu Gemeinschaftsgefühl und Ordnung an der Schule beizutragen", für ein gutes Klima zwischen Obrigkeit und Schülern zu sorgen hatten. Während ein Teil der Schülerschaft begonnen hatte, die herrschenden Unterrichtsziele und -praktiken zu analysieren, in Frage zu stellen und eigene Gegenvorstellungen zu formulieren, verharrten die Präfekten angesichts des beginnenden Konflikts in retardierender Nabelschau. Demgegenüber haben wir versucht, die schulpolitischen Interessen und konträren Auffassungen der Schüler gegenüber der Schulleitung – Behörde und Direktor – zu artikulieren und zu repräsentieren.

Bislang spielten Schülermitverantwortungen ein pseudodemokratisches Sandkastenspiel mit, indem sie der Schulleitung als Legitimation dienten, schwelende schulpolitische Konflikte zu relativieren und die politische Begründung dieser Konflikte in eine unpolitische umzuwandeln. Aufgabe der Schülermitverantwortung sollte es jedoch sein, in Verbindung mit den Schülern deren Interessen zu vertreten und als Repräsentant der Schüler zur Lösung aller Konflikte, die auf konträren Auffassungen zwischen den an der Schule vertretenen Gruppen beruhen, beizutragen.

Aus diesem Selbstverständnis folgten für uns zwei Ziele, um deren Verwirklichung wir uns bemüht haben: Politisierung der Schüler und Demokratisierung der Schule.

Unter Politisierung der Schüler verstanden wir, daß jeder Schüler in die Lage versetzt ist, seine eigene Situation in der Schule und damit auch seine gesellschaftliche Situation, ebenso wie die der beiden anderen an der Schule vertretenen Gruppen – Lehrer und Eltern –, zu erkennen und einzusehen. Aus dieser Einsicht folgt unmittelbar das Erkennen der eigenen schulischen Interessen. Diese Interessen der Schüler bestehen in der Selbstbestimmung ihrer gesellschaftlichen Funktion als Schüler und dem daraus resultierenden eigenen Verständnis von Schule, ihren Zielen, Funktionen und Praktiken. Diese Interessen der Schüler zu vertreten, haben wir uns zur Aufgabe gemacht.

Gleichzeitig muß mit einer Politisierung der Schüler auch deren Aktivierung einhergehen. Allerdings haben unsere Versuche, einzelne Schüler zur Bildung von Basisgruppen anzuregen, auf deren Arbeit – Analyse der herrschenden Verhältnisse und Veränderungsvorschläge – unsere Tätigkeit als Schülervertretung „basieren" könnte, gezeigt, daß die große Masse der Schüler nur durch handfeste Aktionen, wie z. B. den Streik für die Zensurenmitberatung, aus ihrer Lethargie geweckt werden kann.

Das heutige Schulsystem ist immer noch auf die Heranbildung von Untertanen und nicht auf die Erziehung von Demokraten ausgerichtet. Dem Schüler bleibt Mitbestimmung weitgehend versagt. So bedeutet Demokratisierung der Schule für uns verstärktes Mitspracherecht der Schüler und erhöhte Transparenz der Unterrichtsziele und -praktiken. Wir glauben, daß auf dem Wege der Mitsprache und Mitbestimmung der Schüler auf allen Gebieten und der größtmöglichen Durchschaubarkeit des Systems ein demokratisches Schulsystem zu erreichen wäre, welches mehr als das bisherige auf die Interessen der Betroffenen – der Schüler – ausgerichtet ist.

Aus diesem Verständnis von Demokratisierung der Schule resultieren unsere Forderungen:

1. Mitberatung von Schülern an Zensurenkonferenzen. Diese Forderung, die vom Schülerrat und der Mehrheit der Lehrer unterstützt wurde, wurde vom Elternrat abgelehnt. Nachdem durch diese Entscheidung des nach unserer Meinung inkompetentesten aller Gremien der berechtigte Wunsch der Schüler formaljuristisch zum Scheitern

verurteilt gewesen wäre, führte ein großer Teil der Schüler einen Warnstreik gegen den Elternrat durch. Daraufhin wurde die Neuwahl mehrerer Mitglieder des Elternrates auf einen Termin vor den Zensurenkonferenzen gelegt, an welchem der neugewählte Elternrat der Forderung nach Mitberatung entsprach. Es nahmen daraufhin – zunächst als einmaliger Versuch – die Klassenvertreter der 11. und 12. Klassen an den Zensurenkonferenzen zu den Herbstzeugnissen mit, wie von Lehrern zugegeben wurde, Erfolg teil.

2. Unzensiertes schwarzes Brett. Wir sind der Meinung, daß Unterricht und Information Hand in Hand gehen sollten. In diesem Sinne sollten nicht nur die die Schüler direkt betreffenden Erlasse und Verordnungen publiziert werden, sondern es sollte auch jeder Schüler die Möglichkeit haben, individuelle Meinungen und Stellungnahmen unzensiert zu veröffentlichen. Der Errichtung eines schwarzen Brettes, das diese Möglichkeiten böte, stimmten bislang der Schülerrat und der Elternrat zu. Die Stellungnahme der Lehrerkonferenz steht aus zeitlichen Gründen noch aus.

3. Mitbestimmung bei Disziplinarverfahren. Erfreulicherweise wurden von der Schulleitung in Einzelfällen aus eigenem Antrieb Mitglieder des Kollektivs bei Disziplinarverfahren als Mitberater hinzugezogen. Allerdings wurde es von uns versäumt, eine grundlegende, verbindliche, und mit den SV-Bestimmungen vereinbare Übereinkunft mit der Schulleitung zu treffen. Die Mitbestimmung bei Disziplinarverfahren erscheint uns sinnvoll, um einer autoritären Auslegung des Begriffes „Disziplin" vorzubeugen und auch auf diesem Gebiet für eine erhöhte Transparenz zu sorgen.

4. Mitbestimmung an der Unterrichts-Lehrplangestaltung. Diesem langgehegten Wunsch der Schüler, der ein erster Schritt zur Selbstbestimmung in der Schule ist, ist von der Schulbehörde in gewisser Weise mit dem neuen Schulverwaltungserlaß, der die Lehrer zur Offenlegung und Diskussion ihres Lehrstoffes verpflichtet, entgegengekommen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der SV-Erlaß den Schülern keine Möglichkeit der direkten Einflußnahme auf den Lehrstoff läßt.

Wir haben uns als legitimierte Repräsentanten der Schülerschaft verpflichtet gefühlt, diese Forderungen der Schüler gegenüber der Schulleitung zu vertreten und als deren Gesprächspartner aufzutreten. Die Funktion begann ambivalent zu werden, sobald die auftretenden Konflikte, wie im Falle des Warnstreiks, Ausmaße annahmen, die nach Ansicht der Schulleitung keine Diskussionsbereitschaft mehr zuließen. So gab uns Herr Direktor Kuckuck zu Beginn unserer Tätigkeit den Satz mit auf den Weg: „Wer kooperieren will, darf nicht mit Steinen werfen." Wir sahen uns einige Male genötigt, nach Herrn Kukkucks Ansicht „mit Steinen zu werfen". Demgegenüber sind wir der Meinung, daß unsere Aufgabe in erster Linie die der Interessenvertretung, und zwar mit allen uns sinnvoll erscheinenden demokratischen Mitteln, ist und erst in zweiter Hinsicht aus Kooperation mit den anderen an der Schule vertretenen Gruppen besteht.

Die Aufgaben künftiger Schülervertretungen werden schwierig und vielfältig sein. Wir hoffen zum Beginn eines neuen Verständnisses von Schülermitverantwortung beigetragen zu haben.

Für das Kollektiv: Arndt Klippgen (13a)

Das Kollektiv:

Bernhard Gleim 13b
Peter Hanebuth 13b
Matthias Hennig 10a
Arndt Klippgen 13a
Klaus Loebell 13b
Christoph Müller-Schwefe 13b

Die Schülervertretung (Kollektiv) 1969/70

Matthias Hennig 11a
Raimar Mick 11a
Rudolf Müller-Schwefe 13a
Henning Rademacher 12a
Johannes Schorr 11a
Hans-Wolfgang Taegert 13a
Christian Weintraud 13a

Ein besonderes Jubiläum

Wir schrieben das 4. Jahr des 2. Weltkrieges. Es war nun vor 25 Jahren, am 21. 7. 1944:

Die Sirenen heulten. Es gab wieder einmal einen Luftangriff auf Hamburg. Bombeneinschläge erschütterten zu nächtlicher Stunde die Straßen Othmarschens. Als wir am nächsten Morgen den Schulhof betraten, bot uns die Schule ein Bild der Verwüstung. Ein tiefer Krater versperrte vor der Turnhalle den Zugang zum Hauptportal.

Unsere Fahrräder mußten wir über einen Geröll- und Schuttberg tragen. Gesteinsbrocken waren weit fortgeschleudert worden und hatten die Fenster des Biologieraumes und einiger Klassen durchschlagen. Glasscherben knirschten unter den Füßen.

Wie gewohnt versammelten sich die Schüler in den Klassenräumen. Aus dem Fenster unserer Klasse fiel der Blick in einen weiteren Krater von noch größerem Ausmaß. Eine Bombe war unmittelbar neben dem Heizungskeller detoniert und hatte die Grundmauer eingedrückt. Geisterhaft grüßte das Fensterrahmengerippe vom Treppenhaus herüber. Hier und da zeugten schwarze Papierfetzen von ehemaligen Verdunkelungseinrichtungen, die vom Sturm der Explosion hinweggefegt worden waren.

Und wie sah es erst in den Klassen aus. Deckengips und Wandputz hatten Tische, Stühle und den Fußboden mit einer nebelgrauen Staubschicht überzogen. Papierfetzen der Verdunkelungseinrichtungen, vermischt mit zersplittertem Fensterglas, waren wie von Geisterhand verstreut im ganzen Gebäude zu finden. Noch lange zeugten die „Landkarten" von dem Ereignis dieser Nacht. Es waren die unregelmäßig geformten Flächen der Klassenzimmerwände, von denen durch die erdbebenartigen Erschütterungen der Bombenexplosionen der Mörtelputz gefallen war.

Nach kurzer Versammlung gab es eine noch heute von allen Schülern gern gehörte Nachricht: „schulfrei". Einige Schüler der Oberstufe halfen dem Hausmeister bei den Aufräumungsarbeiten. Aber alle dachten im stillen nur eines: „Welch' ein Glück, daß es in der Nacht geschah."

Rolf Hachmann, Klasse 12b – 1948

OStR Kurt Jacobi wurde 66 Jahre

Im Februar dieses Jahres feierte OStR a. D. Kurt Jacobi seinen 66. Geburtstag. Seit dem Herbst 1967 ist er nicht mehr am Christianeum tätig. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn, sich vorzeitig pensionieren zu lassen. Damit endete für ihn eine über 20jährige Tätigkeit am Christianeum als Fachlehrer für Leibesübungen und Biologie, als langjähriger Hausverwalter und als Schulturnwart.

Sein hauptsächliches Betätigungsfeld fand er in den Leibesübungen. Er zeichnete sich aus als umsichtiger Organisator unzähliger Schulsportveranstaltungen, seien es die alljährlichen Bundesjugendspiele oder die Wettkämpfe um den Sieveking-Preis oder die Elbe-Staffel-Läufe in den 50er Jahren. Bei allen diesen Veranstaltungen ging es ihm immer darum, möglichst viele Schüler, auch die weniger veranlagten, zu beteiligen. Wenn auch die Spitzensportler, vor allem die Turner, von ihm immer unterstützt wurden und er sich in manchen zusätzlichen Stunden mit ihnen beschäftigte, so ging es ihm bei Wettkämpfen und in seinem Unterricht doch mehr um die optimale individuelle Leistung des einzelnen.

Ebenso wie seine Schüler am Christianeum lagen ihm die Studienreferendare am Herzen, deren Ausbildung ihm als Fachleiter für Leibesübungen am Hamburger Studienseminar anvertraut war.

Seine Arbeit im freien Turnwesen seit frühen Jahren, die Erfahrungen aus dem Betrieb in einer eigenen Gymnastikschule sowie zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten über die Methodik der Leibesübungen gaben die Grundlagen für seine Tätigkeit in der Schule und in der Lehrerausbildung.

Der Weg bis dorthin war nicht leicht und nicht ohne Umwege. Kurt Jacobi wurde am 15. 2. 1904 in Crimmitschau/Sachsen geboren. Er besuchte die Bürgerschule in seiner Heimatstadt und als Internatsschüler das Lehrerseminar in Zwickau. Dort bestand er 1924 die Reifeprüfung und legte gleichzeitig die Kantorenprüfung ab. Nach einer zweijährigen Tätigkeit als Volksschullehrer an verschiedenen Schulen in Westsachsen folgte 1926–31 das Studium an der Universität Leipzig. Während dieser Zeit war er mehrere Semester Assistent am Institut für Leibesübungen bei Prof. Altrock. Daneben belegte er die Fächer Botanik, Zoologie und Chemie. Nach dem Staatsexamen für das Höhere Lehramt im Februar 1931 folgte zunächst wiederum eine Zeit als Volksschullehrer in seiner Heimatstadt, bis endlich im Januar 1938 die Übernahme als Studienrat an der Oberschule für Jungen in Zwickau erfolgte.

Nach seiner Entlassung aus amerikanischer Gefangenschaft im November 1945 kam Kurt Jacobi nach Hamburg. Hier fand er sofort wieder ein Betätigungsfeld durch das Amt für Leibesübungen. Die Zeit bis zum Eintritt ins Kollegium des Christianeums am 10. 4. 1947 mußte er überbrücken, indem er an einer Umschulung für das Bauhandwerk teilnahm und sich über ein Jahr als gelernter Maurer verdingte. Heute lebt Kurt Jacobi in seinem zum Teil selbst gemauerten

Haus in Rissen. Hier möchte er in aller Ruhe das umfangreiche Material, das sich im Laufe der Jahre seiner praktischen Tätigkeit angesammelt hat, sichten und ordnen. Dazu wünschen wir ihm noch viele arbeitsreiche Jahre bei guter Gesundheit und voller Arbeitskraft.

Grundt

Ein Tischgespräch in Ostberlin

(Am Abend des Gesprächs aus dem Gedächtnis aufgezeichnet)

Während ihrer Berlinreise im August 1969 besuchte die Klasse 11a auch den Ostsektor. Nach einem Spaziergang „Unter den Linden" und einem Besuch des Pergamonmuseums ging ich ins Mitropa-restaurant im Bahnhof Friedrichstraße, um etwas zu essen. Trotz großen Andranges erhielt ich an einem Vierertisch einen noch freien Platz zugewiesen. An dem Tisch saßen zu meiner Linken eine modisch gekleidete Dame von etwa 35 bis 40 Jahren, mir gegenüber ein Herr im Alter von 55 bis 60 Jahren und rechts ein junger Mann von vielleicht 18. Sie waren keine Familie, sondern Einzelpersonen, wie sich allmählich herausstellte. Als ich Platz nahm, waren alle drei mit ihrer Mahlzeit fast fertig. Es herrschte Schweigen.

Nach einer Weile fragte ich über den Tisch, ob sie wie ich Gast in Berlin seien, worauf der Herr erwiderte, auf einem Bahnhof komme das vor. – Ich komme aus Hamburg. – Der Herr: Wohl um sich mal alles anzusehen? – Das täte ich seit vielen Jahren in ziemlich regelmäßigen Abständen und stellte dabei fest, daß sich immer etwas verändert habe. – Aber es ginge doch sehr langsam? – Auch in Hamburg gucken die Bauarbeiter viel in die Luft, auch da geht's langsam. – Wie ich nach Berlin gekommen sei? . . . Das gehe bei ihnen nur mit 65 oder – mit Blick zur Dame – mit 60 für Frauen, im Rentneralter. – Schweigen. –

In diesem einleitenden Gespräch, als das es sich später herausstellte, hatte ich der Dame noch entlockt, daß sie Berlinerin sei, während der Herr seinen Heimatort für sich behielt und der junge Mann beharrlich schwieg. – Wissen Sie, sagte ich, mir fällt jedesmal, wenn ich hier bei Ihnen bin, auf, daß bei Tisch alles schweigt. Von Westdeutschland her bin ich es gewohnt, daß sich häufig ein zwangloses Tischgespräch entspinnt, denn wir Menschen können doch sprechen und uns verständigen, wir sind doch nicht stumm wie die Tiere. Der Herr (mit einem Lächeln): Wir haben so unsere Erfahrungen. – Die Dame: Man setzt sich hin, ißt sein Essen und geht wieder. – Ach so, aber ich will auch gar nicht politisieren. –

Die beiden älteren bekamen eine Tasse Kaffee serviert, der jüngere sein Kompott und ich mein Essen. Wir nahmen das Gespräch wieder auf, und nach einer Weile sagte die Dame: Übrigens raus können; eine Freundin von mir ist in London bei einer Außenhandelsstelle für

fünf Jahre. Muß das schön sein! – Ja, sagte der Herr, erst ein großes Sieb, dann noch ein Sieb, und immer weiter gesiebt, und unten ein ganz kleines Sieb mit ganz engen Maschen. – Darauf ich: Und trotzdem haben sie Angst, daß einer wegbleibt wie jetzt Anatol Kusnezow. Sie wissen davon? – Ja. –

Wir sprachen vorübergehend über belanglose Dinge, dann begann die Dame sehr leise und fast zögernd: Ich muß Ihnen etwas erzählen: als ich vorhin mit der S-Bahn hierher fuhr, dachte ich, wenn die jetzt durchfährt nach Westen, was würdest du dann tun? – Haben Sie das wirklich gedacht, entfuhr es mir. – Ja, vorhin, heute morgen. Ich würde zurückkommen. Ich bin verheiratet, habe meinen Beruf, eine Wohnung, und warum den Zurückgebliebenen Schwierigkeiten machen? – Der Herr: Sie üben Druck aus auf die Familien. Wenn man die Freizügigkeit zuließe, dann würden sicher die meisten hierbleiben. – Die Dame: Nein! Viele würden gehen, zu viele; einige aus Neugier, Abenteurer gibt es immer; viele, um den Verhältnissen hier zu entgehen. – Aber ich glaube beobachtet zu haben, daß sich das Leben hier bei Ihnen durchaus normalisiert hat. Übrigens, mein Essen ist gut, sehr gut sogar. – Wir können uns immer satt essen, sagte die Dame, aber es ärgert mich, daß ich mir für mein schwer verdientes Geld nichts kaufen kann, nicht das, was ich möchte. Heute sah ich in einem Schaufenster hübsche, moderne geschliffene Gläser. Ich ging hinein und wurde enttäuscht, denn von den Weingläsern waren nur vier da, von demselben Muster noch zwei andere und sonst nichts. Dann kauft man die sechs Gläser in der Hoffnung, den Rest nach einem halben Jahr zu bekommen; doch dann gibt's die nicht mehr, und man fängt wieder von vorne an. Man möchte doch einmal alles passend beisammen haben.

Die drei bezahlten, ich bestellte Kaffee. Unser Gespräch ging weiter. Man wollte nun gern etwas über die Bundesrepublik wissen: Apo, Kriminalität, NPD, Streit zwischen CDU und SPD usw. Die Dame war erstaunlich gut informiert, beide hatten im Fernsehen – ob im Ost- oder Westfernsehen, blieb offen – zumindest Ausschnitte aus der westdeutschen Sendereihe über Kriminalität gesehen, und beide zeigten eine sehr deutliche Neigung, Einzelfälle zu verallgemeinern und als charakteristisch für die kapitalistische Bundesrepublik anzusehen. Da ich die Sendung gesehen hatte, konnte ich ihnen bedeuten, daß solche Dinge nur in einigen Großstädten an bestimmten Punkten anzutreffen seien. Ansonsten könne man sich bei uns durchaus ungehindert, frei und sicher bewegen. An eine Bemerkung der gut informierten Dame ließ sich die Frage anhängen, ob sie vielleicht Kollegin von mir sei; ich sei Lehrer an einem Gymnasium und mit meiner 11. Klasse in Berlin. Meine Jungen streiften in Ostberlin umher, nachdem wir vormittags einiges besichtigt hätten usw. . . . – Gruppen aus dem Westen seien immer gern gesehen, und selbstverständlich sei das erlaubt. –

Schwierigkeiten, sagte meine Kollegin aus Ostberlin, habe sie in der Schule keine. Die Kinder wollten nur lernen, um ihre Prüfungen zu

bestehen. Und sie hätten auch gar keine Zeit. . . . Ja, meinte ich, die Kinder sind alle irgendwo in einer Jugendorganisation erfaßt, sie haben ihre Aufgaben und ihren festen Platz innerhalb dieser Gruppe, sind deshalb ausgelastet und zufrieden. Bei uns gebe es das nicht, die Kinder hätten viel Zeit, sie schlössen sich freiwillig zu Gruppen zusammen, und einige eben zu radikalen Gruppen, das müßten wir hinnehmen, denn wir hätten juristisch keine Handhabe dagegen, weil es bei uns ein Staatsschutzgesetz nicht gebe. – Meine Kollegin: Ich finde es besser, wenn die Jugend arbeiten muß und Pflichten hat. . . . Sie hätten rechtzeitig dagegen einschreiten müssen. . . . Ich: Bis zu einem gewissen Grade gebe ich Ihnen recht, wenn Sie sagen, daß wir unsere Freiheit mißbraucht haben, aber bei Ihnen ist davon nichts übrig geblieben. – Auf einige Einwendungen hin der Herr zu ihr: Sie empfinden das nur nicht mehr! – Als ich dann von persönlichen Schwierigkeiten mit Schülern unserer Schule erzählte, provozierte er sie: Dann haben die Lehrer bei uns es also leichter als die drüben! – Gemeinsam haben wir ihn davon überzeugt, daß dafür die Lehrer in der DDR andere Aufgaben und Schwierigkeiten hätten, die uns hier erspart blieben. Sie sprach von Vorbereitungen, Korrekturen und „nachmittags immer die Versammlungen". Sie habe Ferieneinsatz gemacht, damit die Kinder nicht ohne Aufsicht seien. –

Von der Tätigkeit der Lehrer ging unser Gespräch auf die Frage nach der Arbeitsleistung in verschiedenen Berufen über. Dabei fiel mir auf, daß der Herr seinen Beruf hartnäckig verschwieg und meine Kollegin den ihres Mannes. Mittlerweile war weit mehr als eine halbe Stunde vergangen; der junge Mann – er sagte kein einziges Wort – verabschiedete sich freundlich, ich zahlte, der Herr verließ uns mit besten Wünschen, die wir erwiderten. Meine Kollegin ging etwas vor mir bis in die Bahnhofshalle, blieb dort stehen, gab mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für das schöne Tischgespräch". Dankbar für das freimütige Gespräch ging auch ich meines Weges.

Heinrich Dührsen

In Memoriam

Eugen v. Schmidt †

Gedenkrede bei der Trauerfeier am 31. 1. 1970 in der Aula des Christianeums

Sorge haben wir alle, Schüler, Eltern und Lehrer, seit langem um Eugen von Schmidt gehabt, seit er 1968 an einem Herzinfarkt erkrankte, und wir hatten uns alle stillschweigend bemüht, ihn vor Aufregungen zu behüten. Aber er schien des nicht zu achten, und wir ließen uns gerne täuschen: so heiter, so voller Vorfreude lebte er auf die Entlastung zu Ostern hin und auf eine neue Tätigkeit in größerer Freiheit.

Zuvor aber wollte er, bevor Wien oder München ihn von Hamburg fortziehen sollten, sich verabschieden wie der Künstler nach erfolgreichem Spiel mit lauter Zugaben: mit einer freiwilligen Arbeitsgemeinschaft mit Schülern unserer Schule und der Nachbarschulen und einem Chorkonzert, noch einmal mit der Aufnahme der Sextaner zu Ostern mit der allen Beteiligten unvergeßlichen von Schmidtschen Sondervorstellung, mit der er eine gefüllte Aula erwartungsvoll-steifer Hamburger im österreichischen Charme zum Mitsingen

brachte, einer musikalischen Aktion, die stets zu enden pflegte mit einem Lied aus Posers „Kinder-Kalender", das den Rest von steifer Reserve aus diesem Saal verjagte und ihm die Herzen der Neuen meist schon bei dieser ersten Begegnung einbrachte. Verabschieden aber wollte er sich vor allem mit dem Einsingen des neuen Hauses auf dem Richtfest am 26. Februar mit einem Satz Bruckners: „Domus ista nobis facta est, grates vobis cunctis nunc agamus, irreprehensibilis est." (Dies Haus ist für uns alle erstellt worden, jetzt laßt euch allen Dank sagen, es ist untadelig.) Das war das letzte, was er einstudiert hat, das letzte, was der am Musiksaal Vorbeigehende auffangen konnte, dieses wiederholte „irreprehensibilis est", es ist untadelig.

Mitten in dieser Abschlußarbeit und der Vorbereitung von Neuem ist Eugen von Schmidt nach einem glücklich verbrachten Sonntag am Montag, dem 12. Januar, zu einer neuen Arbeitswoche nicht mehr aufgewacht. Eine starke Arbeitskraft hatte sich unbemerkt aufgezehrt bis auf den letzten Rest. Die Nachricht erreichte an diesem dunklen Januarmorgen alle, die ihn gern hatten, blitzschnell, aber es schien, als ob bei dem Erlöschen dieses Lebens unmittelbar etwas, das unzerstörbar ist, aus dem Ausgebrannten aufzuleuchten begann: das untadelig ausgerichtete Werk eines Menschen, der sich ganz an seine Sache, die er gewählt hatte, drangegeben hat.

Lassen Sie uns der Sache dieses Lebens nachgehen. Ein kurzer Lebenslauf vom Jahr 1953 liegt von ihm vor, in der schönen, klaren Kurrentschrift geschrieben, die mit ihrem Schwung ein wenig an eine Kanzleischrift erinnert. Aus dieser Vita lese ich vor und ergänze aus dem, was er oder seine Frau mir erzählt haben.

„Als Sohn eines österreichischen Offiziers in Neu-Sandez (jetzt Polen, vormals österr.-ung. Monarchie) am 10. 9. 1907 geboren, besuchte ich dortselbst die Volksschule und das Gymnasium." Ich ergänze: Neu-Sandez im Karpatenland im ehemals österreichischen Kronland Galizien gelegen, war damals eine Stadt mit etwa 20 000 Einwohnern, von denen fast zwei Drittel Juden waren. Die Familie hatte von der Mutter her am Stadtrand ein großes Gut. Der Vater war Regimentskommandeur in Neu-Sandez und später in anderen Garnisonstädten. Seine starke Musikalität hatte Eugen von Schmidt von seiner Mutter geerbt, die selbst eine ausgezeichnete, wenn auch nicht ausübende Pianistin war. Bei ihr erhielt er den ersten Klavierunterricht, dann bei einem Klavierlehrer aus Krakau, der zu den Stunden auf das Gut reiste. Wenn auch kein Wunderknabe, spielte er schon als Elfjähriger in einem öffentlichen Konzert den Solopart mit dem Schulorchester. Da in der Umgebung von Neu-Sandez eine stärkere deutsche Minderheit lebte, gab es inmitten der überwiegend polnisch-katholischen Bevölkerung eine größere evangelische Gemeinde mit einer Kirche. In dieser versah Eugen von Schmidt durch seine ganze Schulzeit hindurch das Organistenamt. Sonntag für Sonntag wurde er früh morgens von dem Gut zur Kirche im Wagen gebracht. Aus dieser Zeit stammte seine Kenntnis des evangelischen Kirchenliedes und der Barockmusik, besonders Bachs, wenn auch ge-

wiß später seine besondere Liebe der Klassik, der Romantik und der frühen Moderne galt.

„Nach dem Abitur (an dem jetzt polnisch gewordenen Gymnasium) im Jahre 1927 setzte ich meine bisherigen Privatstudien an der Musikhochschule (Akademie für Musik und darstellende Kunst) in Prag fort." Er besuchte auch an der deutschen Universität in Prag die Vorlesungen und Übungen des bekannten Musikhistorikers und Komponisten Heinrich Rietsch. „Ich erhielt 1933 das Absolutorium der Musikhochschule. 1931 bis 1934 widmete ich mich ausschließlich Konzertreisen in Europa (u. a. mit weltberühmten Künstlern als deren Klavierbegleiter)." Die Künstler waren wirklich weltberühmt: es waren der dramatische Sopran Maria Müller, die Koloratursopranistin der Metropolitan Ada Sari, der Tenor Jan Kiepura. In den Prager Studienjahren lernte er die Musikstudentin und Anglistin Friederike Kaudela aus Wien kennen, seine spätere Frau. 35 Jahre führten sie eine überaus glückliche Ehe. Friederike von Schmidt war ihres Mannes beste Kritikerin, so engagiert an seiner Arbeit, daß sie in der Regel die Aufführung eines Werkes, die Krönung gemeinsamer monatelanger Mühen, nur aus der Ferne mitzuerleben vermochte. Sie hatten keine Kinder, aber manche Schüler sind fast zu ihren Kindern geworden.

„1934 erhielt ich in Lemberg eine Lehrstelle für Klavier am dortigen Konservatorium mit gleichzeitiger Ernennung zum Professor. Im selben Jahre starben meine Schwester und mein Vater, und der daraufhin erfolgte Nervenzusammenbruch meiner im Sudetenland lebenden Mutter (meine Eltern sind als Sudetendeutsche 1928 von Polen nach Teplitz/Schönau im Sudetenland übersiedelt) veranlaßte mich, die Leitung einer Musikschule in der benachbarten Stadt Brüx zu übernehmen und bis 1939 zu führen. Ich betätigte mich hier als Lehrer, Chorleiter und Pianist. Am 1. 9. 1939 wurde ich als Musiklehrer an der Staatlichen Oberschule in Brüx angestellt und später zum Oberschullehrer ernannt. Als Soldat (von 1941 bis 1945 war der sehr sprachbegabte Eugen von Schmidt Dolmetscher für Polnisch, Tschechisch und Russisch in der Wehrmacht) kehrte ich 1945 nach Brüx zurück, mußte jedoch bereits im Juli mit meiner Frau die Heimat bettelarm verlassen. Von 1945 lebte ich bis 1953 in Landshut in Bayern und betätigte mich dort selbst als freischaffender Künstler, Chorleiter, vor allem aber als Klavierlehrer. (Freunde vom Münchener Sender hatten die erste Starthilfe gegeben.) Meine Klavierklasse besuchten Schüler aus ganz Bayern. Als Chorleiter führte ich als letztes Werk Orffs ‚Catulli carmina' auf. In der Annahme, daß ich im bayerischen höheren Schuldienst eingestellt werden würde, schlug ich etliche Angebote aus Niedersachsen, u. a. aus Hannover, aus. Als ich mich aber überzeugte, daß mir als Protestanten auch die privaten Oberschulen in Bayern versperrt waren, nahm ich vertretungsweise am 1. 2. 1953 die Tätigkeit als Musiklehrer an der städtischen Oberschule in Emden auf und durfte dann am 1. 4. 1953 aufgrund meiner Bewerbung bei der Schulbehörde in Hamburg die Musiklehrerstelle am Christianeum antreten." Soweit der Lebenslauf von eigener Hand.

Unser früherer Dezernent Oberschulrat Wegner überhörte Eugen von Schmidt nach seiner Ankunft in Hamburg in Probelektionen am Heinrich-Hertz-Gymnasium, erkannte ihn und seine großen Qualitäten und machte ihn dem Christianeum zum Präsent, uns und ihm zum Glück. Nun beginnen jene 17 Jahre einer intensiven musikerzieherischen Tätigkeit, über die Herr Jantzen, der mit Herrn von Schmidt in den letzten Jahren eng zusammengearbeitet hat, berichten wird. Ich kann nur das Fazit ziehen: Eugen von Schmidts Arbeit wurde zu einem Anziehungspunkt der Schule. Ich weiß es aus manchem Aufnahmegespräch: eine Reihe von Anmeldungen erfolgte nur, weil Eugen von Schmidt und Roderich Borm in fruchtbarer Konkurrenz die Musik zu einem Gegengewicht zu den wissenschaftlichen Fächern gemacht haben. Die Hansestadt dankte ihm für den Erfolg dieser Arbeit dadurch, daß sie in liberaler Weise über Formalien bei seiner Außenseiterlaufbahn hinwegsah und ihn am 1. 8. 1959 zum Studienrat machte. Am 14. 8. 1967 folgte dann die Ernennung zum Oberstudienrat. Soweit die äußere Lebensgeschichte.

Frage ich nun am Schluß nach dem inneren Grund seines fruchtbaren Wirkens, nach dem Geheimnis der Person, so scheint es mir zu liegen in der besonderen Verbindung zwischen seiner liebenswerten, noblen Art, in der er sich seinem Gegenüber im persönlichen Bereich zeigte, und seiner Strenge und Konsequenz da, wo es um die Sache ging. Seine Liebenswürdigkeit war weit mehr als der Charme seines Heimatlandes, sie war liebevolle Behutsamkeit, dem anderen nur ja Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihn auf keinen Fall zu kränken, sondern sich gütlich zu einigen. So wurde mir im Laufe der Jahre immer verständlicher, warum er in der Debatte so umständlich vorging: „Im Prinzip haben Sie ganz recht, ich bin ganz einverstanden, aber in diesem besonderen Fall muß ich diesbezüglich sagen . . ." – so hörten wir ihn sprechen, wenn er mit etwas ganz und gar nicht einverstanden war. Oder wie schwer tat er sich, wenn er einem Schüler abschlagen mußte, im Chor oder bei einer Aufführung mitzusingen: „Du mußt ja zugeben, lieber Junge, so ganz gut kannst du derzeitig nicht singen", und wenn dann der Betroffene zugab, daß es so ganz gut zur Zeit nicht sei und die Wege sich eine Zeitlang trennen würden, gab es noch einmal aus Freude über die Einigung (so öfter beobachtet) eine liebevoll-bedauernde Umarmung. Aber so kompromißbereit er im persönlichen war, alle Konzilianz und alle Umständlichkeit war verschwunden, wenn er im Musizieren sich selbst und seine Schüler schonungslos an die Sache gab und sich ihrer Ordnung unterwarf. Und seine Sachtreue und seine Konzentration waren so groß, daß sich auch seine Schüler der ordnenden Kraft der Musik überließen – bis in die Pausen hinein, ein Phänomen, das mich und gewiß auch manche andere in der heute aus den Fugen gehenden Schule immer wieder in tiefe Verwunderung versetzt hat. 40, 50 und noch mehr Schüler in ruhiger, fast leiser Unterhaltung vor dem Musiksaal in Erwartung ihres Musiklehrers, der noch einen kleinen Augenblick ausbleibt oder dem sie noch eine Atempause gönnen: ein Instrument, das sich selbst stimmte, damit es dann im Musi-

zieren stimmte und Freude machte, ein Instrument in Übereinstimmung mit dem Dirigenten.

Nun ist der Taktstock des Dirigenten beiseite gelegt, aber geblieben ist das einmal erfahrene Glück der Übereinstimmung von Musik und Musikanten. Dafür gibt es in diesen Tagen viele Zeugen. Ich zitiere aus zwei Briefen an die Schule:

Jürgen Heise (Abitur 1968), Genf, 27. Januar: „Ich habe diesem großartigen Manne für mein Verhältnis zur Musik und zum Gesang wie auch menschlich sehr viel zu danken. Die Stunden, die ich im Unterricht, im Chor und privat mit ihm zusammensein durfte, gehören zu den glücklichsten der Schulzeit am Christianeum."

Dr. Michael Bohndorf (Abitur 1957), London, 20. Januar: „Durch seine liebevolle Art gewann er das Vertrauen von uns Schülern, und durch seine überschäumende Musikalität begeisterte er uns für das, was er lehrte. Herr von Schmidt war derjenige Lehrer, den ich am meisten in Erinnerung behalten habe."

Wenn in vergangener Zeit Menschen ausdrücken wollten, daß sie ihre Lehrer nicht so leicht vergessen können oder wollen, wählten sie als Spruch für den Grabstein das Wort einer Weissagung des Alten Testamentes: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Kuckuck

Dem Kollegen

Die Musik ist unvergänglich; sie lebt weiter, auch wenn ihre berufensten Schöpfer und Interpreten von uns gehen; und auch bei uns, hier am Christianeum, ist sie trotz des herben Verlustes, den wir zu beklagen haben, nicht tot; wir haben es eben erlebt.

Nachdem nun der Schulleiter den Lebensweg Eugen von Schmidts nachgezeichnet hat, erlauben Sie mir als einem unter denjenigen Kollegen, die das Glück hatten, in einigen Fällen in kollegialer Gemeinschaft Eugen von Schmidt bei der Verwirklichung seiner Arbeit zur Seite zu stehen, aus der Erinnerung an diese gemeinsame Arbeit, die mir unvergeßliche Eindrücke in seine Künstlerpersönlichkeit verschafft hat, das Bild Eugen von Schmidts als Lehrer, Erzieher und Künstler in großen Zügen in Ihnen noch einmal lebendig werden zu lassen.

Am Anfang dieser Betrachtung stehe eine Aufzählung des von ihm in 17jähriger Arbeit Geleisteten:

Dez.	1954	Chorabend (Schumann, Brahms, Orff, Bresgen)
Dez.	1955	Chorabend (Barock – Moderne)
Dez.	1956	Beethoven, Chorphantasie
Dez.	1957	Orff, Carmina Burana (Wiederholung März 1958 und Dez. 1959)
Nov.	1960	Bresgen, Der Struwwelpeter
Nov.	1961	Opernabend: Hindemith, Wir bauen eine Stadt und Bergese, Die Bremer Stadtmusikanten
Dez.	1961	Chorabend (Schumann, Brahms, Orff, Bresgen)
Nov.	1962	Opernabend: Bresgen, Die alte Lokomotive
Febr.	1963	Chorabend: Strawinsky, Psalmensymphonie Schubert, Deutsche Messe
Sept.	1963	Opernabend: Bittner, Fatmes Errettung
Febr.	1964	Chorabend: Bach, Motette „Jesu, meine Freude" und Chorfuge aus dem „Magnificat"
Okt.	1964	Opernabend: Bresgen, Der Igel als Bräutigam
Mai	1965	Wolf-Ferrari, Canzone Nr. 6 aus dem Oratorium „Vita Nuova" für gem. Chor in einem Festakt zum 700. Geburtstag Dantes und der Herausgabe des Codex Altonensis
Nov.	1965	Bresgen, Der Struwwelpeter
Jan.	1966	Chorabend: Orff, Carmina Burana
Mai	1966	Opernabend: Bresgen, Bastian der Faulpelz
Nov.	1966	Bresgen, Der Struwwelpeter
Nov.	1967	Werdin, Die Wunderuhr, Szenische Kantate

Diese Aufzählung ist natürlich nicht vollständig; hinzu kommen die zahlreichen musikalischen Ausgestaltungen von Abiturientenentlassungen, Adventssingen, Weihnachtsfeiern, Sommer- und Winterfesten des Christianeums, Begrüßung der neu eintretenden Sex-

taner, seine Mitwirkung und Mitplanung bei der Durchführung von Hausmusikabenden; all dies allerdings in enger, einander aufs glücklichste ergänzender Zusammenarbeit mit dem anderen Musikerzieher unserer Schule sowie den Chören der Mädchengymnasien Groß Flottbek, Altona (unter Frau Brigitte Knak) und Blankenese (unter Frau Christa Ledig).

Und vergessen wir nicht: Neben dieser gewaltigen Arbeitslast lief der eigentliche Erziehungsauftrag der Schule, der Musikunterricht in den Klassen; und wenn auch zu sagen ist, daß die großen Aufführungen zum Teil aus eben diesem Klassenunterricht hervorgingen, so blieb doch der weitaus größte Teil dieser Arbeit den eigentlichen Proben außerhalb der Unterrichtszeit vorbehalten.

Es ist zur Würdigung dieser Arbeit ebenfalls nötig, daß ich Ihnen die Arbeitsbedingungen eines Musikerziehers an einem Gymnasium noch einmal vergegenwärtige. Wir alle wissen – und wir Erwachsenen erinnern uns dessen aus unserer eignen Schulzeit –, welch schweren Stand, welch ungünstige Grundvoraussetzung ein Studienrat der sogenannten musischen Fächer jedem Kollegen gegenüber hat, der eine wissenschaftliche Disziplin vertritt: ihm ist nicht das bequeme Druckmittel der Zensur gegeben, was ja auch mit dem Wesen der musischen Fächer unvereinbar wäre; man stelle sich den Widersinn vor: Musikausübung unter preußischem Drill! Dem Musikerzieher, will er Erfolg haben, bleibt nur der eine Weg, der Weg über die Sache – heute spricht man in diesem Zusammenhang von „Motivation" –; und diesen Weg ist Eugen von Schmidt mit der größten Sicherheit und Selbstverständlichkeit gegangen, als es den Ausdruck „Motivation" in unserem Wortschatz überhaupt noch nicht gab.

Was für ein Mensch war Eugen von Schmidt? Diese Frage ist durch die Ausführungen meines Vorredners beantwortet worden, ich wiederhole ihn nur, wenn ich sage: er war ein Mensch von großer Herzensgüte. Sein Charme, in welchem noch das heitere Wesen der ausgehenden Donaumonarchie sichtbar zu werden schien, seine angenehmen Umgangsformen waren nicht oberflächliche „Masche", wie ein flüchtiger Beobachter aus unserem kühl-distanzierten Norden vielleicht annehmen konnte; es war mehr dahinter. Die Harmonie, die er ausstrahlte, ist nicht zu trennen von seiner musikalisch-künstlerischen Begabung, sie war geprägt von der Harmonie der Kunst, die er ausübte und der er diente.

Von einem Dienst kann man wohl sprechen. Eugen von Schmidt trat zu Ostern 1953 sein Amt als Musikerzieher am Christianeum an. Er fand einen Chor vor, den er ausbaute und zu dem Instrument machte, mit dem er seine großen Leistungen vollbrachte, deren Katalog ich Ihnen am Anfang vorlegte und zu welchem ich noch anmerken muß, daß wiederholtes Auftreten ein und desselben Titels nicht halbe Arbeit, sondern fast immer eine völlige Neueinstudierung bedeutete.

Wie nun baut man einen Chor auf, ja, fast wichtiger noch die Frage, wie erhält man sich ihn, wie erreicht man es, daß er um der Sache willen zusammenbleibt, daß Schüler über neun Jahre lang, die

Zeit des Stimmbruches davon abgerechnet, in diesem Chor nicht nur aushalten, sondern ihm mit Begeisterung angehören? Bedenken wir doch, welche Opfer an Freizeit die Mitarbeit im Chor für jeden einzelnen Schüler bedeutete, einer Freizeit, die in fröhlichem Müßiggang, Spiel und Sport hinbringen zu können doch eine große Verlockung für jeden Jugendlichen ist.

Die natürliche Sanges- und Musizierlust 11jähriger Schüler ist zweifellos für jeden Chorleiter eine wirkungsvolle Starthilfe; aber diese elementare Freude an der Musik so umzusetzen, daß aus einem Haufen musizierlustiger Kinder ein diszipliniertes Instrument wird, dazu bedarf es allerdings seitens des Leiters einer persönlichen Ausstrahlung und sachlichen Überzeugungskraft, die so unwiderstehlich ist, daß jedes Mitglied des Chors sich ihr willig unterordnet. Die dazu notwendige Disziplin erreichte er, wie schon gesagt, in den Proben immer über die Sache, um die es ging, deren einzelne Probleme er mit solcher Eindringlichkeit seinem Chor vor Augen stellte, daß sich jedes „Berufen" unbotmäßiger Schüler im allgemeinen erübrigte. Im äußersten Fall überkam ihn denn wohl auch der heilige Zorn, ein elementarer Ausbruch, der dann selbst auf unsere selbstbewußten Primaner seinen Eindruck nicht verfehlte.

Überhaupt halte man sich vor Augen die nervlichen und physischen Kräfte, die es kostet, so einen Chor auf eine größere Aufführung vorzubereiten, 80 bis 120 Schüler in vielen 1–2stündigen Proben nicht nur im Zaum zu halten, sondern ihnen noch immer größere Leistungen abzufordern; die geistige Leistung, welche erbracht sein will, um Jugendliche Schritt für Schritt an ein großes Chorwerk wie die Carmina Burana heranzubringen, es zu erläutern, damit es als geistiger Besitz jedes einzelnen dann in angemessener Weise erklingen kann.

Ich selbst habe vielen solcher Chorproben beigewohnt und war immer wieder fasziniert von der leidenschaftlichen Besessenheit, mit der hier gearbeitet wurde. Nie habe ich bemerkt, auch bei den zermürbendsten Proben nicht – oft war es nötig, eine schwierige Passage, einen Einsatz 6–8mal zu wiederholen –, daß die Konzentration nachließ, daß es den Schülern langweilig wurde; solche Gefühle ließ die Intensität der Arbeit einfach nicht aufkommen. Und mit unendlicher Geduld ruhte Eugen von Schmidt nicht, bis er seinen Chor hingeführt, ja gelegentlich fast hingezwungen hatte zu dem, was seine hohe künstlerische Begabung und Einsicht ihm als zu erstrebendes Endziel bei dem jeweiligen Werke vorgezeichnet haben mochte.

Und je näher der Termin der Aufführung rückte, desto intensiver wurde die Arbeit, nun auch während der Schulzeit; wie vieler Pausen hat er sich dann selbst beraubt; wir alle erinnern uns daran, daß oft während der Unterrichtsstunde ein Schüler durch die Klassen kam mit einem Zettel: „Tenöre" oder „1. und 2. Sopran" oder „Auswahlchor in der großen Pause zu Herrn von Schmidt in den Musiksaal" – und die Schüler kamen; sie sahen es als ebenso selbstverständlich an wie er selbst.

Darüber hinaus kam noch nach der Bewältigung des rein Musikalischen oft ein zweites und drittes hinzu: die Synchronisation des Chors mit einem Orchester oder bei den Opernaufführungen noch mit einem Bühnengeschehen. In der Zusammenarbeit mit dem Regisseur zeigte Eugen von Schmidt dann eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit, mit der er auf die Vorstellungen des Regisseurs einzugehen wußte, auch durchaus seinerseits Vorschläge machte und durchsetzte. Davon kann sowohl unser Kollege Herbert Weise Zeugnis geben, der jahrelang die großen Opernaufführungen des Christianeums szenisch betreute und an ihrem Gelingen nicht unwesentlichen Anteil hatte, als auch ich, dem in den letzten Jahren diese Aufgabe zuteil wurde.

In diesem Zusammenhang ist außerdem zu sagen, daß Eugen von Schmidt, dessen ganze Wesensart ihn die Werke der nachklassischen und romantischen Meister des 19. Jahrhunderts bevorzugen ließ, auch für die moderne Musik, speziell Schulmusik, sehr aufgeschlossen war. Er unterhielt persönliche Beziehungen zu Carl Orff, Hans Poser und vor allem zu Cesar Bresgen, der sich entschloß, trotz zahlreicher anderer Bewerbungen die Uraufführung seiner Schuloper „Bastian der Faulpelz" seinem Freunde Eugen von Schmidt und dem Christianeum anzuvertrauen.

Dann kam die Aufführung. Lampenfieber merkte man ihm kaum an; trotz seines großen Temperaments zwang er sich vor der Aufführung zu eiserner Ruhe, wissend, daß diese Ruhe Grundvoraussetzung war für das Gelingen dessen, was er sich vorgenommen hatte. Und hinterher nahm er blaß und erschöpft die Ovationen entgegen mit einem Lächeln, das etwas ungläubig zu fragen schien: „War es wirklich so gut?" Später beim geselligen Beisammensein war er immer sehr still und etwas einsilbig in sich gekehrt; und immer beschäftigte ihn nach einer Aufführung noch tagelang die Frage: „Was hätte ich besser machen können?" Und diese abwehrende Bescheidenheit war keineswegs gespielt; bei aller Empfänglichkeit für Lob und Anerkennung – und welcher Mensch wäre dagegen unempfindlich? – blieb er bescheiden; denn wie jeder echte Künstler war er sich stets bewußt, daß selbst bei der größten Leistung immer noch Wünsche offen bleiben.

Anerkennung aber wurde Eugen von Schmidt in reichem Maß zuteil, nicht nur von Schülern, Eltern und Kollegen, denen allen man vielleicht noch eine gewisse subjektive Befangenheit hätte nachsagen können; seine Aufführungen fanden regelmäßig auch in der breiteren objektiven Öffentlichkeit der Presse ein sehr wohwollendes Echo; man feierte ihn als Chorleiter, Musikerzieher und als Pianisten mit Worten höchsten Lobes. So ist in den zahlreichen Kritiken die Rede von „Musikantentum als Frucht grundlegender Arbeit, musischer Geist, der zum Besitz wurde, weil er erlebt und erarbeitet ist", vom „Gesamtchor der hundert Sänger wie aus einem Guß", „eine musterhaft klare Chordeklamation", und „Eugen von Schmidt bewies auch als Klaviersolist eine in jeder Hinsicht bemerkenswerte, künstlerische Gestaltungskraft". Weiter: „ein großartiges Gelingen der Auffüh-

rung, insbesondere ein Verdienst der musikalischen Einstudierung Eugen von Schmidts", oder auch „ein Konzert, dessen Schwierigkeiten zur oberen Stufe gehören und deren Bewältigung den Chören und vor allem ihren Leitern Eugen von Schmidt und Brigitte Knak zur hohen Ehre gereichen"; und vor allem, gewissermaßen leitmotivisch immer wiederkehrend, über das spezielle Lob hinaus die Anerkennung und Bewunderung für die von Eugen von Schmidt in unserer Schule geschaffenen Grundvoraussetzungen, die diese Leistungen erst ermöglichten.

Ja, es ist wahr: Durch eine solche Begegnung mit der Musik, durch solche Erlebnisse hat Eugen von Schmidt Generationen unserer Schüler geformt und geprägt; und man darf sicher sein, daß viele von ihnen, die vielleicht nie wieder in ihrem Leben aktiv Musik ausüben werden, durch ihn wenigstens einmal zu einer Ahnung dessen gekommen sind, was der weite Bereich dieser Kunst dem Menschen zu geben imstande ist, oder, um noch einmal von einer anderen Seite, aus dem Blickwinkel auf eine so geprägte Jugend eine Pressestimme zu ziteren: „Dieses beispielhafte Konzert . . . sagt über die heutige Jugend und über ihre Erzieher mehr aus als so manche fruchtlos verlaufene Diskussion."

Das Christianeum hat Anlaß, Eugen von Schmidts in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu gedenken.

Jantzen

Dem Lehrer

Herzlichen Dank an Eugen von Schmidt darf ich im Namen aller Eltern sagen, deren Kinder durch das Wirken von E. v. Schmidt am Christianeum Freude an der Musik und Liebe zur Musik erfahren konnten. Ein Mensch mit einer ungewöhnlichen Begabung hat viel Gutes an dieser Schule getan, und er hat gewiß auch manchem Elternhaus und mancher Familie zu Besinnung und Frieden verholfen. Das alles können wir nur in sehr unzulänglicher Weise durch einen einfachen Dank entgelten. Dank möchte ich aber im Namen aller Eltern der Christianeer auch der Witwe sagen, die durch ihre Mithilfe und durch ihr Mitdenken und Mitempfinden die Begabung ihres Mannes für diese Schule zur Entfaltung gebracht hat.

Wie weitreichend E. v. Schmidt hier gewirkt hat, das bezeugen die vielen Briefe, die in den letzten Tagen von Schülern und Eltern bei uns eingegangen sind und die Herr Kuckuck vorhin teilweise zitiert hat. Aus ihnen allen spricht die Hoffnung, daß der Geist Eugen von Schmidts hier noch lange an dieser Schule walten möge. Und aus dieser Hoffnung heraus ist nun von anderer Seite die Idee an uns herangetragen worden, einen Fonds zu gründen, der den Namen Eugen von Schmidt tragen und der der Pflege und Förderung der Schulmusik am Christianeum und insbesondere der Schuloper dienen soll. Die Witwe Eugen von Schmidts hat diese Idee mit großer Freude aufgenommen, und so möchte ich zusammen mit all denen, die wäh-

rend der Tätigkeit des Verstorbenen an unserer Schule den Vorsitz des Elternrates führten, alle Eltern und Schüler des Christianeums und alle Freunde des Verstorbenen aufrufen, dazu beizutragen, daß dieser Fonds zur Entstehung kommt und daß wir mit den Mitteln dieses Fonds die musikalische Arbeit im Geiste von E. v. Schmidt fortführen können. So glaube ich, wird unser Gedenken an einen guten und beispielgebenden Menschen noch lange in uns und an unserem Christianeum wachgehalten und werden wir auch in Zukunft alle wieder mit Freude hier in unser Christianeum gehen.

Dr. Henning Baur
Vorsitzer des Elternrates

EUGEN-VON-SCHMIDT-FONDS

zur Förderung der Schulmusik, besonders auch der Schuloper am Christianeum.

Spendenkonto unter:

Verein der Freunde des Christianeums
Postscheckkonto Hamburg 402 80
Hamburger Sparcasse von 1827, Nr. 65/25026

mit dem Vermerk: Eugen-von-Schmidt-Fonds.

Dr. Richard Schmidt †

Am 27. September 1969 ist ein verdienstvoller Schulmann von uns gegangen. Wir trauern um einen liebenswerten Kollegen und geachteten Lehrer. Es ist schwer, für ihn einen Nachruf zu schreiben, nachdem Dr. Raabe und Dr. Ibel im Augustheft 1959 des „Christianeum" so treffende Würdigungen des jetzt Verstorbenen gebracht haben.

Richard Schmidt wurde am 16. Januar 1892 in Lüneburg geboren. In seiner Heimatstadt besuchte er das Gymnasium bis zur Reifeprüfung im Jahre 1911. Anschließend studierte er Geschichte und alte Sprachen an den Universitäten Marburg, München, Göttingen und Kiel. Unterbrochen wurde das Studium durch den 1. Weltkrieg; Schmidt machte ihn als Kriegsfreiwilliger mit und wurde zum Offizier befördert. Eine Kampfgasvergiftung 1918 beendete seine militärische Laufbahn; er kehrte nach längerem Lazarettaufenthalt zum Studium zurück. Im November 1920 bestand er in Kiel die „Wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen". Dann ging er nach Lüneburg zurück. Hier leistete er seine Vorbereitungszeit an der Schule seiner Kinderzeit, am Johanneum, ab; gleichzeitig war er am Archiv, an der Bibliothek, am Museum und an der Volkshochschule seiner Heimatstadt tätig. 1922 machte er in Hannover die „Pädagogische Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen". 1925 promovierte er in Kiel mit einer Dissertation über ein Thema aus der alten römischen Geschichte. Kurzfristig war er am Realgymnasium in Goslar beschäftigt, und im März 1926 kam er an das Katharineum in Lübeck. 1941 wurde er zum Oberstudienrat ernannt und mit der Leitung des Johanneums in Lübeck betraut. 1943

ging er nach Stendal und wurde Oberstudiendirektor des Winckelmann-Gymnasiums. Wegen der Kriegsereignisse verließ er im April 1945 diese Stadt. Nach kurzfristigen Tätigkeiten als Beifahrer auf einem Hamburger Lastwagen und als Angestellter in einem Hamburger Buchverlag kehrte er am 1. September 1949 in den Schuldienst zurück. Das Christianeum wurde sein neues Tätigkeitsfeld. Ostern 1957 trat er in den Ruhestand, gab aber noch zwei weitere Jahre Unterricht an dieser Schule. Bis zu seinem Tode hat der geistig regsame und rührige Mann Schülern, die durch Krankheit oder andere mißliche Umstände den Anschluß an den Schulunterricht verloren hatten, in den alten Sprachen geholfen. Er war geschätzt als erfahrener Wissensvermittler und begeisterter Lehrer.

Seit seiner Lübecker Zeit widmete er sich nicht nur dem Unterricht an der Schule; er machte sich verdient als Ausbilder der Studienreferendare in den Fächern der alten Sprachen. Hamburg hat das anerkannt und ihn zum Fachleiter für alte Sprachen am Studienseminar Hamburg gemacht. Daneben war er schriftstellerisch tätig. Seine Lüneburger Erfahrungen und seine Beschäftigung in einem Buchverlag ließen ihn als den besten Mann für den Posten eines Schriftleiters der Zeitschrift „Christianeum" erscheinen. Von Mitte 1950 bis Ende 1958 erfreute er die Mitglieder des „Vereins der Freunde des Christianeums" mit seinen Heften. Viele Aufsätze in dieser Zeitschrift stammen von ihm. Daneben schrieb er über altgriechische Heldengestalten in einer Schriftenreihe des Verlages Diesterweg.

Sein Privatleben ist nicht ohne Schicksalsschläge gewesen. 1922 heiratete er. Die einzige Tochter aus dieser Ehe starb 1941. Eine schwere Erkrankung seiner Ehefrau folgte. Ihre seitherige Lähmung und der Verlust der ganzen Habe in der Stendaler Wohnung trafen ihn schwer. Dazu kam, daß er als Hausbesitzer in Lüneburg keine Freude hatte: sein Haus liegt in dem durch Salzsole einsturzgefährdeten Gebiet. Und schon Jahre vor seiner Pensionierung machte ihm eine Gelenkentzündung zu schaffen. Vergeblich suchte das Ehepaar (beide mit Hüftbeschwerden belastet) alljährlich in Bad Kohlgrub Heilung; es gab nur Linderung. Trost für beide war die Musik, für ihn aktiv, für sie passiv. Seit der Mitwirkung bei Orchester- und Kammermusik in den ersten Jahren seiner Ehe in Lüneburg war die geliebte Geige bis kurz vor seinem Tod seine tägliche Freude. Zuletzt freilich wollte die Geige nicht so recht, wie er wünschte; aber ihr galt seine Liebe. So war trotz aller Widerwärtigkeiten das Heim in der Behringstraße, das das Ehepaar fast zwei Jahrzehnte bewohnte, eine Stätte des Frohsinns; man besuchte ihn gern.

Nun ist er gegangen. Seine Ehefrau hat in der alten Heimat Lüneburg Zuflucht gefunden. Wir aber gedenken des aufrechten und ehrlichen Mannes voller Ehrfurcht.

Oberstudienrat a. D. Dr. Nis Walter Nissen

Dr. Bruno Hollmann †

Schon bei unserer Klassenreise mit Dr. Hollmann im Juli 1953 mit dem Thema „Die Römer an Rhein, Main und Mosel" erfuhren wir staunend, wie seine ehemaligen Schüler uns die Wege ebneten. Es ist sicher nicht die Regel, wenn alljährlich der Klassenlehrer von dem größten Teil seiner früheren Schüler dankbare Geburtstagspost erhält, wenn sie alle postwendend von ihm Antwort bekommen, wenn Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe der einzelnen mit Sicherheit durch Post über ihn gemeldet werden, wenn sich seine Klassen noch zehn, fünfzehn Jahre nach dem Abitur regelmäßig mit ihm treffen. Das haben wir mit Dr. Hollmann erlebt, und das mag begründen, warum einer der ehemaligen Schüler an dieser Stelle schreibt.
Natürlich hatten diese Bindungen und Kontakte ihren Grund in der Erzieherpersönlichkeit von Dr. Hollmann. Wahrscheinlich war seine Pädagogik hoffnungslos antiquiert, seine Methode veraltet; wahrscheinlich ist sein Unterricht im Zeitalter des programmierten Wissens nicht mehr möglich. Dennoch danken wir ihm gerade das, daß er für uns in erster Linie ein Erzieher war, eine Vatergestalt, nicht ein bloßer Wissensvermittler. Er versuchte nicht, durch Anstachelung zu falschem Ehrgeiz, durch Aufreizung zu Snobismus bessere Leistungen von uns zu erzielen, sondern ihm lag vor allem die Menschenbildung am Herzen. Er förderte den Charakter des einzelnen; wir brauchten ihn nicht zu bemogeln, aber unsere Persönlichkeit auch nicht vor ihm zu verteidigen. Gerade seine eigene Menschlichkeit war es, die uns

an ihm überzeugte. Dabei konnte es geschehen, daß ihn selbst die Rührung übermannte, was er durch Ingrimm vergeblich zu verschleiern suchte.
Bei gemeinsamen Unternehmungen, bei Wandertagen und Klassenfahrten konnte sich uns die Vatergestalt unversehens in einen älteren Bruder verwandeln; dies vor allem nach dem Abitur, als er uns das „Du" anbot. Seine Sorge um die Menschenbildung wurde uns in neuen Dimensionen klar auf unserer Klassenreise an Rhein, Main und Mosel, wo wir mit ihm zusammen Weinproben machten, weil eben auch ein Stück Weinkenntnis zu rechter menschlicher Kultur gehört; oder bei seinen Worten auf unserer Abschlußfeier nach dem Abitur, daß er mit seinem Rat stets für uns da sein werde, auch wenn uns die Begegnung mit dem anderen Geschlecht vielleicht einmal in Schwierigkeiten bringen würde. Bei einem Blick durch die vielen Briefe, die Dr. Hollmann mir während meines Studiums nach Rom geschrieben hat, verwundert es mich nachträglich, wie doch die meisten aus unserer Klasse irgendwann einmal während ihrer Verlobungszeit ihre Braut ganz selbstverständlich dem alten Klassenvater vorzustellen kamen.
In einem Brief, den Dr. Hollmann mir am 2. Februar 1957 schrieb, machte er deutlich, daß seine Erziehungskunst nicht nur auf pädagogischer Begabung und Intuition beruhte, sondern auch das Ergebnis des reflektierenden Bedenkens war.
Sein Haarmangel hat wiederholt Anlaß zu Scherzen gegeben, die er immer gern mitmachte. 1957 zu einem Gemälde in der Halle der Schule: „Mein kahler Schädel hat wieder einmal herhalten müssen in einer ausgezeichneten Karikatur als ‚Sokrates der Apologie'. Daß ausgerechnet ich als der unphilosophischste in dieser Maske erschienen bin, kann man nur als einen Treppenwitz der Lokalposse bezeichnen." (4. 4. 57)
Ob er wirklich so unphilosophisch war? Dr. Lange schrieb von ihm: „Der Zeichner, der seinem Äußeren sokratische Züge gab, hat sehr instinktsicher empfunden; denn hervorstechende Merkmale für die Kunst seiner pädagogischen Mäeutik waren blendender Witz, köstlicher Humor und feinsinnige Ironie." (Christianeum, Heft 1/1963)
Natürlich war er auch immer aristophanisch. Gelegentlich einer Lektüre von Aristophanes in einer Griechisch-Klasse schrieb er an mich: „Von diesem Schlingel hat der gute Herder einmal gesagt: ‚Ohne ihn gelesen zu haben, läßt sich kaum wissen, wie dem Menschen sauwohl seyn kann.' Tolle, lege!" (20. 10. 56)
Am 15. März 1963 ging Dr. Hollmann in den Ruhestand, nachdem er – der passionierte Lehrer, der den Umgang mit jungen Menschen brauchte – zwei Jahre über seine Altersgrenze hinaus im Dienst geblieben war. „Am 15. März habe ich nun endgültig Schluß gemacht. Ich wurde vor der ganzen Schule durch den Chef (d. i. Dr. Lange) – der übrigens auch Schluß gemacht hat – verabschiedet. In seiner Rede wühlte er in meiner Vergangenheit, doch die dunklen Punkte umging er geschickt. Als er mir „von oben herab" ein Buch als Geschenk des Kollegiums überreichte, brach – was ich noch nie bei einer

Verabschiedung erlebt habe – donnernder Applaus aus!! Was müssen die Bengels sich gefreut haben, den ‚Alten' endlich los zu sein!! Auch die beiden Klassen, in denen ich zuletzt unterrichtet hatte, ließen es sich nicht nehmen, mir ein schönes Buch zu überreichen! Nun bin ich also endgültig Pensionär!" (29. 4. 63)

Ich sehe in dieser Schilderung noch einmal das Zeugnis dieser nicht alltäglichen Verbindung eines Lehrers zu seinen Schülern. Aber wühlen auch wir ein wenig in seiner Vergangenheit:

Bruno Hollmann wurde am 9. Mai 1895 in Rostock geboren. Den Mecklenburger hat er niemals verleugnet. Seine Schulbildung erhielt er in der Rostocker Großen Stadtschule; er verließ sie 1913 mit dem Reifezeugnis, um klassische Philologie, Archäologie und Geschichte zu studieren. Das Studium in Freiburg wurde für ihn jäh durch den Weltkrieg unterbrochen, den er von 1914 bis 1918 mitmachte, zuletzt als Kompanieführer, mehrmals verwundet, ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz I. Kl. und dem Meckl. Militärverdienstkreuz I. Kl. Nach Kriegsende nahm er sein Studium wieder auf an den Universitäten Göttingen und Rostock. Besonders fruchtbar wurde für ihn der enge persönliche Kontakt zum Hause seines verehrten Lehrers Reitzenstein. Für seine früh erwachten archäologischen Neigungen waren bedeutsam Thiersch in Göttingen, v. Salis und Pagenstecher in Rostock. Krönung seiner wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiet war die Bearbeitung einer von der Universität Rostock gestellten Preisaufgabe, die zur Promotion summa cum laude führte. Ehrenvolle Etappen seiner pädagogischen Laufbahn wurden die Domschule zu Güstrow, das Realgymnasium in Rostock und schließlich das Fridericianum in Schwerin. Hier konnte der liebevolle Pfleger der plattdeutschen Mundart seinen archäologischen Interessen, die ihn nicht losließen, eine neue Richtung geben als Denkmalspfleger für vor- und frühgeschichtliche Denkmale am Meckl. Landesmuseum, bis 1945 für ihn alles zusammenbrach.

Es war dann Direktor Dr. Gustav Lange, dem Dr. Hollmann schon seit Jahren freundschaftlich verbunden war, der ihn nach Hamburg an das Christianeum holen konnte, wo er 13 Jahre als begeisterter und begeisternder Lehrer wirkte.

Seine Liebe zu Vorgeschichte und Archäologie muß noch eigens hervorgehoben werden. Wenn eingangs gesagt wurde, daß seine Lehrmethode vielleicht hoffnungslos antiquiert war, in seinen archäologischen Arbeitsgemeinschaften erreichte er geniale Modernität. Unsere Klasse wird sich immer an die Ausgrabung eines Hünengrabes im Sachsenwald erinnern, an der wir im Rahmen einer vorgeschichtlichen Erkundung durch seine Vermittlung mitwirken konnten. Vielleicht gehört es auch in diesen archäologischen Kontext zu berichten, daß er uns in einer weinseligen Stunde auf unserer Klassenfahrt bei einem Schoppen Mosel gestand, frühere Schüler hätten ihn – den Vorgeschichtler – als Neandertaler bezeichnet. So war er: von einer heimlichen Scheu und doch von einer offenkundigen Boxfreude: seine

somatische Eigenheit nahm dann sophistische Züge an, und er erschien uns wirklich als ein zweiter Sokrates.
1953 mußten wir uns noch mit archäologischen Studien an Rhein, Main und Mosel begnügen. Die Abiturklassen von 1957 und 1960 kamen durch Dr. Hollmann in den Genuß einer Italienfahrt, wobei ich das Romprogramm jeweils mitgestalten konnte. 1957 war es für Dr. Hollmann die erste Italienreise nach 31 Jahren. Er besuchte in Rom auch seinen alten Studienfreund, den Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts, Prof. Dr. Reinhard Herbig. – Mehrfach korrespondierten wir über die Ausgrabung eines Mithräums unter S. Prisca auf dem Aventin: „Völlig neu ist mir – und ich habe mich etwas mit dem Mithraskult beschäftigt – die vor dem Kultbild liegende Figur. Wen soll sie darstellen?" (18. 4. 60)
1959 war es Dr. Hollmann vergönnt, eine Griechenlandreise zu machen: „Olympia, Korinth, Mykene, Kreta, Rhodos, Delos, Pergamon, Athen, Ägina, Delphi waren die Hauptstationen. Bei der ganzen Reise hat mir nur eines leid getan: daß ich sie nicht schon vor Jahren gemacht habe. Was ich seit meiner Studienzeit (1913!) im Bilde kannte, gewinnt doch erst wirkliches Leben, wenn man vor den Originalen steht. Und wieviel hätte man davon unterrichtsmäßig lebhafter bringen können." (26. 4. 59)
Rom war in den folgenden Jahren noch oft das Ziel seiner Reisen. Es war ihm eine besondere Freude, seine Sicht Roms auch seiner lieben Frau zu vermitteln. Jedesmal kehrte er bei Francesco ein, dem Gastwirt in der Nähe des Campo di Fiori, mit dem ich ihn bekannt gemacht hatte. Nun mußte ich bei meiner letzten Romfahrt im Oktober des vergangenen Jahres Francesco sagen, „il professore" sei „morto".
Unser Dr. Hollmann starb am 28. September 1969 nach fast halbjährigem Krankenlager an den Folgen von Schlaganfall und Thrombose. Am Freitag, dem 3. Oktober, haben wir uns von ihm auf dem Hauptfriedhof Öjendorf verabschiedet. R. i. p.

Wilm Sanders (Abitur 1954)

Dr. Gottfried Hensell †

Wieder ist ein hochverdienter früherer Lehrer des Christianeums heimgegangen. Am 7. Februar 1970 starb Oberstudienrat Dr. Gottfried Hensell, der bis 1957 am Christianeum wirkte.

Oberstudienrat Dr. Gottfried Hensell wurde am 10. September 1890 in Kassel geboren. Nach dem Besuch des Wilhelm-Gymnasiums, das er als Musterschüler durchlief, widmete er sich auf den Universitäten Marburg, Zürich und Berlin dem Studium der evangelischen Theologie. Schon in seinem ersten Semester fiel er dem Hebraisten Karl Budde durch seine rege Mitarbeit in seinen Übungen auf. Richtungweisend war für Gottfried Hensell besonders Adolf Jülicher, mit dessen Familie ihn zeitlebens ein herzliches Verhältnis verbunden hat. Aber auch Wilhelm Herrmann war er sehr verpflichtet. In Berlin förderten ihn Männer wie Adolf von Harnack und Adolf Deissmann. Nach seiner Rückkehr an seine Heimat-Universität trieb Gottfried Hensell neben theologischen historische und klassisch-philologische Studien. Im Dezember 1912 bestand er die erste theologische Prüfung, im Januar 1914 die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen. Er legte die Prüfung in Religion, Hebräisch, Geschichte und Latein ab. Den 1. Weltkrieg machte er als Offizier bei der Kavallerie mit. Nach dem Kriege war er zunächst in Kassel tätig. 1920 ging er nach Altona, wo er am Städtischen Realgymnasium (jetzt Schlee-Schule) wirkte; darauf war er bis zum 2. Weltkrieg in Hamburg am

Wilhelm-Gymnasium. Bis 1949 leitete er die Oberrealschule Eppendorf. Seine pädagogische Tätigkeit beendete er am Christianeum.

In seine Altonaer Zeit fällt seine Promotion 1927. Schon das Thema: Das protestantische Moment in der Außenpolitik des großen Kurfürsten von 1672–1688 weist hin auf sein späteres Engagement in Politik und Kirche. Er war ein tätiges Mitglied seiner Gemeinde; sein kluger Rat, sein verantwortungsvoller Einsatz, sein unbestechliches Urteil galten viel. So war er 25 Jahre im Vorstand des Kirchenrats, 12 Jahre Vertreter in der Synode. Gottfried Hensell war eine aufrechte, kompromißlose Persönlichkeit, woraus sich auch seine Zugehörigkeit zur bekennenden Kirche während des NS-Regimes erklärt. In der Schule lag ihm besonders der Religions- und hebräische Unterricht am Herzen. Ihn zeichnete ein scharfer Verstand aus. Seine Interpretationen, besonders im Hebräischen, waren ein Muster an Scharfsinn und Einfühlungsvermögen. Die Oberschulbehörde übertrug ihm die Leitung des Seminars für Religionslehrer. Viele Hamburger Pastoren und Religionslehrer werden sich seiner dankbar erinnern. Die Schüler haben einen vorbildlichen Lehrer, die Lehrer einen einsatzbereiten, verständnisvollen Kollegen und alle, die ihm nahestanden, einen ehrlichen, unvergeßlichen Freund verloren.

Studienrat a. D. Dr. Hugo Behrens

Prof. Dr. med. Hans Ludwig Kowitz †

Hans Ludwig Kowitz ist tot. Diese Nachricht hat alle, die ihn kannten, und vornehmlich die Christianeer sehr erschüttert und tief betroffen. Noch am Tage vor seinem plötzlichen und unerwarteten Tode schritt er, der Achtzigjährige, dem man sein Alter nicht ansah, in der für ihn so typischen aufrechten, geraden Haltung durch die Straßen. Mit ihm ist ein Stück altes Christianeum unwiederbringlich dahingegangen. Er war ein Humanist durch und durch und hing mit großer Liebe an seiner alten Schule, die in ihm den Grund zu seiner Begeisterung für die Antike und zu seinem wissenschaftlichen Interesse gelegt hatte.

Prof. Dr. med. Hans Ludwig Kowitz wurde am 30. 8. 1889 in Straßburg als Sohn eines preußischen Intendanturrates geboren. Vom Elternhause war ihm die Pünktlichkeit, Disziplin, Korrektheit und Zuverlässigkeit in die Wiege gelegt. Die humanistische Bildung, die seinen Neigungen und seiner Veranlagung entsprach, erhielt er in Gymnasien in Metz, Berlin und im Christianeum, wo er auch 1908 das Abitur machte. Anschließend wandte er sich dem Studium der Medizin zu. Er studierte in Rostock, München und Kiel. Seine medizinischen Examina bestand er alle mit sehr gut. Sein Spezialgebiet wurde die innere Medizin. Hierin erhielt er auch einen Lehrauftrag und wurde zum Professor ernannt. Seine besondere Neigung lag auf

dem Gebiet der Forschung. So hat er zahlreiche wissenschaftliche Ausarbeitungen gemacht, die von seiner tiefschürfenden Gründlichkeit und Genauigkeit zeugen. In seiner ärztlichen Laufbahn hat er seine vielseitigen, auch organisatorischen Fähigkeiten in leitenden Stellungen zum Nutzen seiner Mitmenschen verwenden können. So war ihm die Leitung und der Neuausbau des Krankenhauses in Frankfurt/Oder anvertraut, das im 2. Weltkrieg Reservelazarett wurde. Er verließ es nach dem Zusammenbruch, nachdem die Russen das Krankenhaus zu ihrem Lazarett gemacht haten, und ging nach Hamburg. Hier übernahm er erst die Chefarztstelle der Inneren Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg und baute sich zugleich eine eigene Praxis auf, in der er bis ins hohe Alter tätig blieb. In dieser Zeit hat er mehrere Reisen nach Griechenland unternommen. Es war ihm Bedürfnis und Freude, die Stätten zu sehen und zu erleben, wo sich die Geschichte des klassischen Altertums abgespielt hat, wo die Dichtungen und Abhandlungen entstanden waren, die er auf der Schule kennengelernt hatte.

Wenn wir rückschauend uns ein Bild von dem Verstorbenen machen, so steht vor uns ein Mann, der durch seine aufrechte Haltung und sein gepflegtes Äußeres eine auffallende Erscheinung war. Aufrecht wie seine Haltung war sein ganzes Wesen. Er war peinlich genau, standhaft und konsequent. Was er anfaßte, führte er durch. Besonders hervorstechend in seinem Charakter war seine Treue und Einsatzbereitschaft. Sein Gemeinschaftssinn ging ihm über alles. Dies zeigte sich in seinem Verhältnis zur Palaestra, seiner alten Schülerturnerschaft am Christianeum, der er, wie er selber einmal sagte, viel verdankte. Er war der erste Vorsitzende des Alte-Herren-Verbandes der Palaestra nach seiner Gründung 1921. Seiner studentischen Verbindung, der Burschenschaft „Obotritia" aus Rostock, hat er stets die Treue gehalten. Mit großem Erfolge setzte er seine ganze Kraft dafür ein, ihr in Hamburg eine neue Grundlage und Heimat zu schaffen. Nicht zuletzt stellte er seine Liebe und Anhänglichkeit zu seiner alten Schule unter Beweis, indem er nach Wiedergründung des Vereins der Freunde des Christianeums im Vorstand das Amt des Schriftführers übernahm und lange Jahre hindurch selbst der Vorsitzende des Vereins war und segensreich für die Pflege des Gedankens der humanistischen Bildung gewirkt hat. Er hat sich damit in den Annalen dieser Schule und in den Herzen der Christianeer ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Kapitän z. S. a. D. Hans-Eberhard Meisner,
Hamburg 52, Droste-Hülshoff-Str. 3

Bilder vom alten Christianeumsgebäude in der Hoheschulstraße

Anläßlich des Neubaus des Christianeums sollen in einem Sonderheft Abhandlungen über seine Schulbauten veröffentlicht werden. Es macht jedoch Schwierigkeiten, Unterlagen für die ersten schon im Jahre 1721 errichteten Baulichkeiten zu ermitteln, die in den Jahren 1880 bis 1904 abgebrochen oder umgebaut wurden.

Die Schriftleitung des Christianeums bittet deshalb die ehemaligen Christianeer um leihweise Überlassung von Fotoaufnahmen und Freihandzeichnungen, die vor 1904 entstanden sind und etwas mehr von den Gebäuden in der Hoheschulstraße zeigen als auf den üblichen Klassenbildern vor den Eingangstreppen zu erkennen ist.

Fotos und Zeichnungen sind an folgende Anschrift zu senden:
Dr. Hans Haupt, 2 Hamburg 70, Kielmannseggstr. 117.

Familien-Nachrichten

Verstorben:

Theodor Schecker, Hamburg-Blankenese, Ebereschenweg 3, am 10. 6. 1969
Ursula Wallner, geb. Querner, Hamburg 52, Adickesstraße 45, am 23. 6. 1969
Carl Gosche Voigt, Hamburg 52, Windmühlenweg 7, am 5. 8. 1969
Dr. Richard Schmidt, Oberstudiendirektor i. R., Hamburg 50, Behringstraße 55, am 27. 9. 1969
Dr. Bruno Hollmann, Oberstudienrat i. R., Hamburg 26, Horner Weg 37, am 28. 9. 1969
Dr. Heinz Schwarzkopf, Hamburg 52, Handelmannweg 22, am 7. 10. 1969
Heimke Hilmer, geb. Puck, Hamburg-Osdorf, Rugenbarg 40, am 8. 11. 1969
Ludwig Jacoby, Kapitän i. R., Hamburg 55, Simrockstr. 24, am 1. 1 1970
Eugen v. Schmidt, Oberstudienrat, Hamburg 50, Bernadottestraße 18, am 12. 1. 1970
Dr. Gottfried Hensell, Oberstudienrat i. R., Hamburg 50, Ottenser Marktplatz 11, am 7. 2. 1970
Martin Teuber, Apotheker, Hamburg-Großflottbek, Röbbek 5, am 20. 4. 1970
Prof. Dr. med. Hans Ludwig Kowitz, Hamburg 50, Bei der Rolandsmühle 18, am 8. 5. 1970
Kurt Ahlbrecht sen., Hamburg 53, Lüdersring 54, am 12. 5. 1970
Nikolaus Freiherr von Hoverbeck, genannt von Schoenaich, Hamburg 52, Tönninger Weg 113, am 29. 5. 1970

Verlobt:

Gerhard Lippe mit Fräulein Monika Grewe, Hamburg 50, Ehrenbergstraße 52, im Juni 1969
Rainer Minning mit Fräulein Angela Höhn, Hamburg 13, Hansastraße 45, am 3. 8. 1969

Vermählt:

Manfred Jenssen mit Frau Maria Helena, geb. Dias Pinheiro, Lisboa - 1, Rua do Garrido, 63-2-D, im April 1969

Wolfgang Sulzbacher mit Frau Ines, geb. Keller, Hamburg 55, Wientapperweg 25, am 4. 7. 1969

Manfred Rose mit Frau Christine, geb. Rösner, Hamburg 67, Saseler Weg 53, am 4. 7. 1969

Joachim Paschen mit Frau Marion, geb. Stähr, Hamburg 50, Mumsenstr. 9, am 5. 8. 1969

Frank Preuss mit Frau Wendela, geb. Vos, Hamburg 13, Hansastraße 39, am 23. 8. 1969

Walther Kindt mit Frau Karin, geb. Breuner, Hamburg 52, Tönninger Weg 56, am 11. 10. 1969

Erwin Rosenthal mit Frau Jutta-Barbara, geb. Kriebitzsch, Ütersen, Hafenstraße 6

Geboren:

Sohn Björn am 2. 5. 1969, Reiner Onken und Frau Jutta, Braunschweig, Sielkamp 13

Sohn Moritz Jo Dominik Konstantin am 22. 1. 1970, Achim v. Wissel und Frau Sitta, geb. v. Berenberg-Gossler, Hamburg 52, Heinrich-Bomhoff-Weg 8

Sohn Andreas am 27. 1. 1970, Gerolf Jacobi und Frau Heike, Ahrensburg, Schulstr. 7a

Geburtstage:

Das 80. Lebensjahr vollendete:

Prof. Dr. Hans Ludwig Kowitz, Hamburg 50, Bei der Rolandsmühle 18, am 30. 8. 1969

Das 75. Lebensjahr vollendete:

Senator a. D. Dr. h. c. Heinrich Landahl (Abitur 1913), Hamburg 20, Woldsenweg 7, am 25. 1. 1970

Promotion:

Reiner Onken (Abitur 1957), Dipl.-Ing., promovierte am 14. 7. 1969 in Braunschweig zum Dr.-Ing.

Erwin Rosenthal (Abitur 1963) promovierte am 19. 12. 1969 in Hannover zum Dr. med. vet.

Eintritt in den Ruhestand:

Unser früherer langjähriger Dezernent, Oberschulrat Hans Wegner, trat am 30. 9. 1969 in den Ruhestand

Ehrungen:

Die ehemaligen Christianeer werden gebeten, Ehrungen, Ernennungen, Promotionen, bestandene Examen usw. der Schriftleitung zum Zwecke der Mitteilung im „Christianeum" anzuzeigen.

Veröffentlichungen:

Schriftleitung des „Christianeum" und Leitung der Lehrerbibliothek des Christianeums bitten alle ehemaligen Christianeer, von ihren Veröffentlichungen der Lehrerbibliothek ein Exemplar zur Verfügung zu stellen. Sie werden in einer Bücherecke bibliographisch verzeichnet und evtl. besprochen.

Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e. V.

Jahresbericht 1969/70

1. Die jährliche Mitgliederversammlung wurde am 26. 6. 1969 im Lehrerzimmer des Christianeums durchgeführt.

2. Nachstehend wird der Kassenbericht über die Zeit vom 1. April 1969 bis 31. März 1970, erstattet von dem Schatzmeister, Herrn Dr. Friedrich Sieveking, vorgelegt:

Einnahmen:	DM
Beiträge, Spenden	13 278,07
Sonderspenden	
für das C-Orchester	1 080, –
für den Eugen v. Schmidt-Fonds	1 370, –
Beitrag V. e. C.	400, –
Sonstige Einnahmen	37,40
	16 165,47

Ausgaben:	
An das Christianeum	4 811,68
Druck: Zeitschrift	7 219,12
Druck: Einladungen etc.	159,96
Porto, Telefon	274,70
Bürobedarf	10,28
Sonstige Ausgaben	36,20
	12 511,94
Kassenbestand am 1. 4. 1969	3 838,90
Überschuß	3 653,53
Kassenbestand am 31. 3. 1970	7 492,43

In Worten: Siebentausendvierhundertzweiundneunzig $^{43}/_{100}$ DM.

Sager

Verein der Freunde des Christianeums

Mitgliederversammlung 1970

Zu der am Donnerstag, dem 2. Juli d. J., 18 Uhr, im Lehrerzimmer des Christianeums stattfindenden Mitgliederversammlung lade ich hiermit die Mitglieder des Vereins ein.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorsitzers
2. Bericht des Schatzmeisters
3. Entlastung des Vorstandes
4. Verschiedenes

Sager

Vereinigung ehemaliger Christianeer (V. e. C.)

Die Ehemaligen trafen sich wiederum zwischen den Jahren am 29. Dezember 1969 in der Gaststätte „Zur Erholung" in der Beselerstraße.
Die nächste Zusammenkunft ist als Abschiedstreffen in der alten Schule geplant.

Sager

Der Kassenwart

Hiermit bitte ich alle Mitglieder, den für das Geschäftsjahr 1970 fälligen Beitrag (DM 6,–) auf eines der folgenden Konten zu überweisen:

Postscheckkonto Hamburg 107 80 oder
Vereinsbank, Filiale Harburg, Nr. 16/07811.

Detlef Walter,
2104 Hamburg 92, Wiedenthaler Bogen 3g,
Tel. 7 96 22 91

Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e. V.

Geschäftliches

Das neue Geschäftsjahr hat mit dem 1. 4. begonnen. Ich bitte die Mitglieder, den Mitgliedsbeitrag (DM 12,–) bald zu überweisen. Die Konten des Vereins:

Postscheck Hamburg 402 80
Hamburger Sparcasse von 1827 Nr. 65/25026.

Zahlungen an den Verein der Freunde des Christianeums sind abzugsfähig. Bei Überweisungen von mindestens DM 20,– stelle ich unaufgefordert einen Spendenschein aus. Ich bitte die Mitglieder um Nachsicht, wenn das gelegentlich etwas länger dauert.

Namhafte Spenden erhielten wir im vergangenen Jahr von Otto Schütt, Dr. Hans Salb, Uwe Brügge, Georg W. Claußen, Klaus Hermannssen, Walter Schmitz, Karl Heinz Pauly, Dr. Hubert Borgmann, Lex E. Brandes, Dr. Otto Fenner, Werner Neidel, Helmut Pinckernelle, Dr. Karl Heinrich Ranke, Frau Gertrud Reemtsma, Dr. Gerhard Reichel, Dr. Hans-Ulrich Schmidt, Herbert Singer, Peter Aldag, Dr. A. Müller v. Blumencron, Dr. H. H. Bräutigam, Prof. Dr. Herbert Caspers, Friedrich Adolph Detjen, Dr. Hans Drießen, Hermann Ulrich Dumrath, Hellmuth Florack, Karl Max Glatter, Dr. Hartmut Hadenfeldt, Klaus Hegewisch, Thomas Kallmorgen, Dr. Bernhard König, Dr. Friedrich-Wilhelm Rose, Dr. Dr. Max Wieland.

Dr. Friedrich Sieveking
Schatzmeister
Hamburg 55,
Wientapperweg 36
Telefon: 87 69 68